A. Riehl und H. Spencer.

Inaugural-Dissertation
zur Erlangung der Doktorwürde
genehmigt von der Philosophischen Fakultät
der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin

von
Lilli Ramlow
aus Berlin.

Tag der Promotion: 13. Dezember 1933.
Tag der Prüfung: 20 Juli 1933

Günthers Buchdruckerei, Saalfeld Ostpr.

146

Referenten: Professor Dr. Heinrich Maier †
Professor Dr. Wolfgang Köhler

R. UNIV.
BIBLIOTHEEK
LEIDEN

Inhaltsverzeichnis

		Seite
I.	Begründung und Aufgabe des Themas . .	1—13
II.	Gebiet und Aufgabe von Philosophie und Erkenntnistheorie bei Riehl und Spencer . . .	4—25
III.	Die Erklärung von Erfahrung und Erfahrungswissenschaft bei Riehl und Spencer . . .	26—54
IV.	Der Realismus bei Riehl und Spencer. . .	55—61

I.

Begründung und Aufgabe des Themas.

Infolge der außerordentlich selbstständig gestaltenden Weiterbildung, die Riehl der Kantischen Philosophie gab, hat man nur zu oft den im „Philosophischen Kritizismus" auch vorhandenen posivistischen Einschlag über Gebühr vor dem kritischen beachtet.

Zwar wird Riehl gewöhnlich als „Neukantianer" bezeichnet, aber: „man muß bei dem Begriff Neukantianismus, mit dem man alle diese Bestrebungen zusammenfaßt, den Accent auf Neu-, nicht auf Kantianismus legen, mögen dessen Vertreter, zunächst wenigstens, den Nachdruck auch auf den zweiten Teil des Begriffs gesetzt haben",[1]) sagt Richard Müller-Freienfels. Wie es in seinen Worten gefordert wird, ist dann auch, indem man Riehl einen Neukantianer nennt, mit Recht der Ton auf „Neu-" gelegt worden; so nachdrücklich aber, daß man das Kantische in Riehls Philosophie zugunsten des Neuen, Eigenartigen, das der „Philosophische Kritizismus" bieten wollte, vernachlässigt. Dieses Neue, Eigenartige selber glaubt man in Riehls Beziehungen zum Positivismus gefunden zu haben. — Mitunter nennt man Riehls Philosophie geradezu einen „kantianisierenden Positivismus"[2]) oder spricht von „Riehls an Kant orientiertem Positivismus"[3]). Die positivistischen Züge werden zur namengebenden Hauptsache gemacht, hinter der die kritischen verblassen. — In diesem Sinne urteilt auch das Ausland über Riehls Kritizismus: "The book is based on Kant, but gives many interpretations of the world and life other

1) R. Müller Freienfels: Die Philosophie des 20. Jahrhunderts in ihren Hauptströmungen. Berlin 1923. S. 13.

2) Richard Falckenberg: Hilfsbuch zur Geschichte der Philosophie seit Kant. 3. Aufl. Leipzig 1917. S. 76.

3) Carl Siegel: Geschichte der deutschen Naturphilosophie. Leipzig 1913. S. 334.

than those of Kant's. Riehls standpoint is that of Positivism."[4])

Das Verhältnis Riehls zu Kant und zum Kritizismus einerseits, und zum Positivismus andererseits macht also merkbar Schwierigkeiten. Diese werden dadurch noch vergrößert, daß man sich zwar unzutreffend, aber meist auch nur unbestimmt und kurz über Riehls Stellung in der Philosophiegeschichte äußert. Z. B. sagt Harald Höffding mindestens mißdeutig: „Die rationalistischen Elemente in Kants Philosophie sind besonders in Hermann Cohens Werken entwickelt, während Alois Riehl sich mehr dem Positivismus nähert"[5]). — Man kann nicht sagen, daß Riehl „die rationalistischen Elemente in Kants Philosophie" nicht auch entwickelt hätte.

Beachtenswert ist ferner, daß selbst Hugo Dingler, der weiß, „welche Berge von Problemen z. B. gerade der Begriff der Erfahrung enthält"[6]), und der mit Riehl außer der vorzüglichen naturwissenschaftlichen Schulung neben der philosophischen doch auch öfter wenigstens die Fragestellung gemein hat (wie etwa die nach der Geltungsbegründung naturwissenschaftlicher Gesetze und den Kampf um Stellung und „Primat der Philosophie" gegenüber den Einzelwissenschaften), trotz dieser Verwandtschaft, die ihm Riehls Arbeit noch in anderem Licht hätte zeigen dürfen, ihn unter der Rubrik „Neukantianer" mit einem „Positivismus mit sensualistischer Erkenntnistheorie" ausstattet, ebenso wie Laas. Das geschieht nun allerdings sehr kursorisch in einer „Geschichte der Naturphilosophie", Berlin 1932 (S. 150). Wenn man dann aber noch aus dem „Zusammenbruch der Wissenschaft" (2. Aufl. München 1931) entnimmt, daß auch Dingler „sensualistische Erkenntnistheorie" in des Wortes gewöhnlicher philosophischer Bedeutung braucht, wird klar, daß auch von ihm Riehl nicht mit einem irrtümlichen und raschen „Posivitismus mit sensualistischer Erkenntnistheorie" abgetan werden dürfte.

---

4) W. Tudor Jones: Contemporary Thought of Germany. London 1930; Vol. I; p. 50.

5) H. Höffding: Lehrbuch der Geschichte der neueren Philosophie. Leipzig 1907. S. 258.

6) Hugo Dingler: Der Zusammenbruch der Wissenschaft und der Primat der Philosophie. 2. verb. Aufl. München 1931. S. 245.

Aber selbst diejenigen Denker, die erkennen, welche Bedeutung die Kantisch-kritischen Züge für Riehls Philosophie gewonnen haben, werden sich oft darüber nicht klar, wie sich Riehl das Verhältnis der logischen und der sinnlichen Grundlagen der Erkenntnis zueinander denkt, insbesondere die Möglichkeit der Verbindung a priorischer Momente mit dem positivistisch anmutenden Ausgang von der „Empfindung". So übersieht z. B. die Literatur über Riehl gewöhnlich — mit Ausnahme etwa der Gedächtnisrede von Heinrich Maier und der erst nach ihr erschienenen, sich allzu kurz fassenden „Geschichte der Nachkantischen Philosophie" von Gerhard Lehmann, Berlin 1931 — die hierfür so wichtige Theorie der Grenzbegriffe völlig, was um so erstaunlicher ist, als Riehl selber in ihr das Ziel des 2. Bandes und das Neue, was er zu geben hatte, erblickt (Krit. 2, 24 f).

Eine monographische Untersuchung darüber, inwiefern Riehl „Kritizist" ist und inwiefern „Positivist", und auf welche Weise er Grundgedanken beider Richtungen vereinigt, scheint nach allem bisher Gesagten nicht überflüssig.

Jedoch erst, wenn darüber Klarheit geschaffen ist, wie man überhaupt dazu kommen konnte, Riehl als „Positivisten" zu fassen und seine kritische Grundhaltung oft sogar ganz zu vernachlässigen, ist der Verteidigung einer andersartigen und einer beide Grundzüge berücksichtigenden Riehl-Auffassung der Boden bereitet. Dann erst wird auch ersichtlich, warum wir ihm — es sei vorweggenommen — den Positivisten Spencer gegenüberstellen.

Wir scheiden die Kritiker Riehls aus dem 19. Jahrhundert von denen des 20.; denn beide Gruppen haben andere Gründe, ihn zu den „Positivisten" zu zählen.

Im 19. Jahrhundert ergab sich folgende Sachlage:

Nach den idealistischen, „naturphilosophischen" Verirrungen auf der einen, und den sie verhöhnenden Spitzenleistungen der Naturwissenschaft auf der andern Seite, packte alle ernsten Denker eine tiefe Verachtung gegen bloße „Metaphysik", d. h. gegen jede a priorische Konstruktion, die nicht durch positive „Tatsachen", durch Wahrnehmungen des inneren oder äußeren Sinnes, bewiesen werden konnte. Das ging so weit, daß die positive Naturwissenschaft selber sich lange Zeit gegen die

Annahme der Atome sträubte, die als rein spekulative Denkgebilde, als „metaphysische Spekulation" betrachtet und deshalb abgelehnt wurden. — — — Wer sich in dieser Weise gegen „Metaphysik" in der Wissenschaft erklärte und nur auf dem Boden der „gegebenen Tatsachen" fußte, hieß Positivist.

In der Gegnerschaft zur „Metaphysik" und in der Wertung der „gegebenen Tatsachen" trafen Naturforscher und Fachphilosophen zusammen.

Fast jedes naturwissenschaftliche und auch fast jedes philosophische Buch begann damals mit einer Bekanntgabe seiner „antimetaphysischen Tendenz".

„Die Tendenz dieser Schrift ist eine antimetaphysische", hebt das Vorwort von E. Machs wichtiger „Mechanik in ihrer Entwicklung" an, und seiner „Analyse der Empfindungen" sind „Antimetaphysische Vorbemerkungen" vorangestellt. Fabian will in der Arbeit: „Die mechanisch-monistische Weltanschauung", Leipzig 1877, die Einleitung zu einer „Physik ohne Metaphysik" geben (die allerdings wenigstens die Atome beibehält). Laas geht in „Idealismus und Positivismus" scharf gegen jeden „Platonismus" in der Philosophie vor, wozu die scholastisch-mathematisierende Methode, der Drang zum Absoluten, die Annahme einer übersinnlichen Welt, der Freiheitsgedanke, aber auch der einer Spontaneität, und die normalen Vernunftgesetze gehören. Dühring endlich sucht in seiner „Wirklichkeitsphilosophie" eine „phantasmenfreie Naturergründung" zu bieten und die bisherige Metaphysik durch eine „Weltschematik" zu ersetzen, worunter er ein begriffliches Abbildungssystem der Wirklichkeit in ihren Grundzügen versteht. Die Beispiele ließen sich mühelos häufen.

Auch in der Erstauflage von Riehls „Kritizismus" heißt es, ähnlich wie bei den Positivisten: „Die kritische Philosophie hatte sogleich eine antimetaphysische Tendenz verraten und folglich die Richtung auf strenge positive Wissenschaft eingehalten"[7]) oder: „Der Kritizismus ist die Zerstörung der transzendenten, die Grundlegung der

7) A. Riehl: Der philosophische Kritizismus und seine Bedeutung für die positive Wissenschaft. Leipzig. 1876f. S. 1 der Einleitung.

positiven Philosophie . . . . Er weist die Philosophie auf die Bahn einer fortschreitenden Wissenschaft“ [8]).

Gegen Ende des 19. Jahrhunderts hatte sich die Meinung durchgesetzt: Positive Wissenschaft und Philosophie haben sich b e i d e an die „gegebenen Tatsachen“ zu halten; diese aber sind, wenigstens was die Erkenntnis der äußeren Welt betrifft, niemals ohne die qualitativen Sinnesdaten, ohne „Empfindungen“ bezw. Empfindungsinhalte als Unterlage zu denken. Ohne „Empfindungen“ keine Erkenntnisse; aber auch alle Erkenntnisse müssen ihre Wissenschaftlichkeit auf dem Weg der „Bestätigung durch Erfahrung, das ist in letzter Instanz . . . Bestätigung durch Empfindung“ (Krit. 2,30) nachprüfen und bezeugen lassen. Die „Empfindung“ gewinnt, eben weil sie Ausgangspunkt und Verifikation der Erkenntnisse bildet, absolut konstituierende Bedeutung für das Zustandekommen des Erfahrungszusammenhanges.

1877 gibt R. Avenarius, der Verfasser einer Kritik der reinen E r f a h r u n g, bezeichnenderweise die ob ihres Namens von gegnerischer Seite als anmaßend befehdete „Vierteljahresschrift für w i s s e n s c h a f t l i c h e Philosophie“ heraus, die die antimetaphysische Tendenz und die Forderung, jede w i s s e n s c h a f t l i c h e Aussage durch positive Tatsachen und Sinnesdaten zu beweisen, zum Motto genommen hatte. An dieser Zeitschrift, die das Organ der Positivisten wurde, wirkte nach Görings Tod und Wundts Zurücktritt auch Riehl mit; später im Verein mit Mach. So lag es nahe, ihn zum Positivisten zu machen.

Dem Metaphysikfeind Riehl wollte man aber auch darüber hinaus die Verwandtschaft mit Kant bestreiten. Wer nämlich daran denken mochte, welche Wichtigkeit Kant der Frage nach der Möglichkeit synthetischer Urteile a priori beimißt, wer also die Kantische Ueberschätzung der r e i n e n Erkenntnis gegenüber der empirischen bemerkte und gewahrte, wie anders Riehl hier dachte, der konnte beide in Gegensatz zueinander bringen.

Wenn man etwa solche Erwägungen zu Grunde gelegt hatte und ein streng gültiges Kennzeichen der Positivisten in dem Satz gab: „Alle wollen ihre Systeme mit Ausscheidung der scholastischen bezw. Kantschen, He-

8) Ebenda. S. 3 der Vorrede.

gelschen oder sonstigen a priori-Speculationen nach rein ‚wissenschaftlichen' Methoden auf Grund der ‚Erfahrungstatsachen' aufbauen", konnte man Riehl zu ihnen rechnen. Eine ausführliche Arbeit über den Positivismus jener Zeit, von Hermann Gruber, ging diesen Weg[9]). Weil sie nur den Gegensatz von Riehl und Kant sieht und nicht den Zusammenhang, werden die Beziehungen beider mehr äußerlich-zufällig gefaßt: Riehl habe seine eigene Lehre nur „in Form" einer kritischen Sichtung von Kants Philosophie vorgetragen (S. 146, auch S. 139 f.). Von einem Neukantianer Riehl bleibt bei Gruber nichts mehr, er wird Nur-Positivist. So werden denn die Begriffe „Kritizismus" und „Positivismus" synonym gebraucht (S. 140, 145, 151). Der Name „Kritizist" wurde offenbar überhaupt nur in Anlehnung an den Titel von Riehls Hauptwerk aufgenommen, wobei denn freilich für Gruber undurchsichtig bleiben muß, weshalb es sachlich so genannt ist. Ein Erkennen des Kritischen fehlt jedenfalls. Deshalb interessieren in dem Ueberblick, der von Riehls Gedanken gegeben wird, vor allem die Ausfallserscheinungen: Das Prinzip der Identität, die Lehre von den Kategorien als Grenzbegriffen und die logische Begründung der naturwissenschaftlichen sogenannten Erhaltungsgesetze sind ganz übergangen. Vom Apriori als dem logisch Früheren im Gegensatz zum chronologisch Früheren verlautet nichts. Der tiefe Gedanke von der Einheit der Apperzeption ist assoziationspsychologisch mißverstanden. — Durchschneidet man die Verbindungsfäden zu Kant so gründlich, wie Gruber es getan hat, bleibt nur der Positivist Riehl.

Indessen wird in jener Zeit die positivistische Deutung Riehls noch durch eine andere Kantauffassung begünstigt.

Kant war auch der „Mann der Physiologen" geworden, und man unterschrieb die Bemerkung F. A. Langes, daß „die Physiologie der Sinnesorgane" „der entwickelte oder der berichtigte Kantianismus" sei, und daß Kants System „gleichsam als ein Programm zu den neueren Entdeckun-

9) Herrmann Gruber: Der Positivismus vom Tode August Comtes bis auf unsere Tage (1857—1891). — Ergänzungshefte zu den „Stimmen aus Maria-Laach"; 52. Freiburg 1891. S. 2. S. 145f.

gen auf diesem Gebiete betrachtet werden" dürfe[10]). Der Philosophie wurde das Ziel gesteckt, es müsse Kants reine Vernunft in Physiologie übersetzt und dadurch anschaulicher gemacht werden. Auch aus dieser Deutung Kants wird verständlich, warum man im 19. Jahrhundert so leicht den Positivisten in Riehl sah. Schien doch auch er durch sein Ausgehen vor der Empfindung „Kants reine Vernunft in Physiologie übersetzen" zu wollen.

Schon 1879 entdeckt man, daß es in Deutschland zwar einen Positivismus, aber nicht, wie in andern Ländern, ein „allumfassendes System" gäbe. Doch eine Erklärung ist zur Hand: Der Grund liegt wohl „vor allem . . . . darin, daß bisher noch keine Person aufgetreten ist, die naturwissenschaftliche Kenntnis und philosophische Schulung in hinreichendem Maße in sich vereinigt hätte"[11]). Nun, diese Person ist bereits 1876 f. in Riehl erstanden; daß sie trotz hoher naturwissenschaftlicher und philosophischer Kultur kein „System" baute, hat denn doch wohl andere Gründe, bestehend in der gerade im Deutschland idealistischer Vergangenheit überbetonten Abneigung gegen jede Metaphysik und in der Beachtung wichtiger kritischer Gedanken.

Das 20. Jahrhundert ließ die Ueberlieferung, Riehl sei Positivist, bestehen.

Er blieb es, weil er „with suspicion every conceptual form wich has no relations with the facts of the external world" betrachtete (Tudor Jones p. 51). Jedoch die antimetaphysische Tendenz und die Forderung der Verifikation durch die Empfindung, die dem vorhergehenden Jahrhundert vornehmlich als Merkmal des Positivismus gegolten, genügten auf die Dauer nicht.

So unternimmt es denn Külpe[12]), genauere Kennzeichen anzugeben. Nachdem er für den Ausgang ganz im Sinne des 19. Jahrhunderts alle diejenigen Denkweisen als Positivismus ansieht, die metaphysikfeindlich sind (S. 28), will er schärfere Grenzen ziehen. Mit folgenden

10) F. A. Lange: Geschichte des Materialismus. 3. Aufl. Iserlohn 1876 f. Bd. 2, S. 409 u. S. 44.

11) Bernhard Pünjer: Der Positivismus in der neueren Philosophie. Jahrbücher für protestant. Theologie. Leipzig 1879. S. 1. u. 3.

12) Oswald Külpe: Einleitung in die Philosophie. 10. Aufl. (Herausgeb. Messner), Leipzig 1921. S. 27, 28, 169, 171, 172.

Worten sucht er (S. 169) das Wesen des Positivismus zu bestimmen: „Die entscheidenden Merkmale des Positivismus ergeben sich aus seiner Stellung zu den Einzelwissenschaften. Ein Wissen besteht nach ihm genau in der Art und dem Umfange, wie die positiven Wissenschaften, Mathematik, Physik und dergl., es ausgebildet haben und vertreten. Damit ist für die Philosophie auf eine besondere Methode, ja auf ein eigentümliches Gebiet Verzicht geleistet. .... Organisation des wissenschaftlichen Betriebes könnte man kurz diese Bestimmungen der Philosophie nennen." Von einem so definierten Positivismus sind Avenarius, Dühring, Laas, Riehl auszunehmen, weil sie der Philosophie eine von den Einzelwissenschaften verschiedene Aufgaben zuweisen und diese vornehmlich in der Erkenntnistheorie erblicken (S. 172). — Dies Kriterium kann aber nicht voll genügen; nötigt es Külpe doch, selbst Laas als Nichtpositivisten auszusondern. Es kommt nicht nur darauf an, daß die Philosophie der genannten Denker sich erkenntnistheoretischer Fragen mit besonderem Interesse annimmt, sondern auch vor allem darauf, mit welchen Methoden, von welchen Ansatzpunkten aus diese bearbeitet werden. Riehl gerät in Külpes Darstellung in eine Nebenordnung mit Avenarius, Laas, Hume (S. 171) u. a., die bedenklich ist. Die sich heraussondernde Eigenart von Riehls kritischer Erkenntnistheorie geht in dieser allgemeinen Einheitsfront unter. Das wird besonders klar, wenn man erfährt, daß auch Spencer als nicht positivistisch, weil erkenntnistheoretisch interessiert, der Reihe: Avenarius, Dühring, Laas, Riehl, Hume eingefügt wird, der als Positivisten Comte und John Stuart Mill gegenüber gestellt werden (S. 171). „Auch Spencer, dessen System der Wissenschaft demjenigen von Comte verwandt ist . . . , ist nur mit Vorbehalt für den Positivismus in Anspruch zu nehmen. Denn sein ‚System der synthetischen Philosophie' und darunter namentlich der erste, die Prinzipienlehre enthaltende Teil (First Principles) . . . trägt so entschieden die Züge einer, die Einzelwissenschaften überragenden, begründenden und ergänzenden Philosophie an sich, daß von einem Aufgehen in die positiven Disziplinen, von bloßer Organisation nicht gut gesprochen werden kann". — Weil also Spencer die positiven Wissenschaften begründen, in ihrer Möglichkeit

erklären will, weil seine Philosophie nicht Wissenschaft, sondern Wissenschaftslehre ist, weil sie nicht die vorhandenen wissenschaftlichen Einzelerfahrungen übersichtlich registriert, sondern die Erfahrung selber zum Problem nimmt, darum soll Spencer — ebenso wie Riehl — kein Positivist sein. Wir wollen aber zeigen, daß man trotz der Bezugnahme aufs Erfahrungsproblem Positivist sein kann — wie es Spencer ist —, daß also nicht schon allein das Interesse an erkenntnistheoretischen Fragen entscheidend ist, sondern erst die Methode ihrer Beantwortung. Es gibt eine positivistische Wissenschaftsphilosophie, und eine positivistische Erkenntnistheorie (Mach, Petzoldt!); deshalb ist man nicht schon allein dadurch vom Positivismus abgerückt, daß man die Erkenntnistheorie zu einer höchst wesentlichen Aufgabe der Philosophie macht. Um die tief greifenden Unterschiede hervortreten zu lassen, die Riehl bei mancher Gemeinsamkeit letzten Endes grundsätzlich vom Positivismus trennen, und die ihn auch von Laas und den andern, von Külpe ihm nebengeordneten Denkern scheiden, stellen wir ihm Spencer gegenüber. Wir nehmen mit Absicht Herbert Spencer und keinen anderen der genannten Positivisten zum Gegenspieler, weil er Riehl in wesentlichen Zügen näher kommt als die anderen.

Riehl ist Realist; es gibt für ihn eine nur nach ihren Erscheinungen und deshalb nie vollständig zu erkennende Wirklichkeit an sich, die „ein nicht bloß vom zufälligen individuellen, sondern von jedem Vorstellen und Denken unabhängig Bestehendes“ [13]) darstellt. Laas, Avenarius, Mach z. B. denken anders. Der „anfangs imponierende, später aber als ungeheuerlich erkannte philosophische Gedanke eines (von seiner Erscheinung verschiedenen unerkennbaren) Dinges an sich“ [14]) wird abgelehnt. Es gibt keine Wirklichkeit an sich noch hinter der Erscheinung; die Bezeichnung Erscheinungswelt fiele besser weg; denn sie ist irreführend. Erscheinung sein *ist* Wirklichkeit sein. — In der erkenntnistheoretischen Annahme einer unabhängigen und unerkennbaren Wirklichkeit und der einer erkennbaren Erscheinungswirklichkeit, die den Ge-

13) Heinrich Maier: Wahrheit und Wirklichkeit. Tübingen 1926; S. 518.

14) E. Mach: Die Analyse der Empfindungen. 6. Aufl. 1911. S. 5

genstand der Wissenschaften bildet, begegnen sich Riehl und Spencer. — „Ja, der agnostische Realismus Spencers, der die Erkenntnis gleichfalls auf die relative Wirklichkeit einschränkt, dabei aber eine absolute voraussetzt, scheint sich mit dem kritischen Riehls so ziemlich zu decken." [15])

Es liegt aber in der Natur der Sache, daß für einen solchen Realismus die Frage wenigstens nach dem Grade der Uebereinstimmung unserer Erkenntnisse auch mit der absoluten Wirklichkeit brennend wird, ebenso die Frage nach der Gültigkeit der Kategorien für die Dinge an sich. In diesem Problemkreis wurzelt Riehls Theorie der Grenzbegriffe, und auch Spencer widmet diesen Fragen umfangreiche Untersuchungen.

Man könnte nun aber auch, da der Positivismus der Philosophie im allgemeinen erkenntnistheoretisch idealistisch orientiert war, den wegen zu großer Mannigfaltigkeit bald nötig werdenden Trennungsstrich zwischen wirklichen Positivisten und solchen — selbständigen — Denkern, die von ihnen nur gelernt haben, in der Weise ziehen, daß man die Annahme eben des Wirklichen an sich entscheidend mitsprechen läßt.

Das tut W. Windelband [16]). Dann wäre „positive Philosophie oder Positivismus die auf der Zusammenfassung der positiven Wissenschaften beruhende Lehre, daß alles Denken und Wissen nur das tatsächlich Gegebene zum Gegenstand haben könne und dürfe, daß es illusorisch und pathologisch sei, darüber hinaus zu einem erst ‚wahrhaft Wirklichen' zu streben. Dabei begründet der Positivismus dies Verbot damit, daß es ein solches Sein hinter der Erscheinung überhaupt nicht gebe. Es sei eine Fiktion, ein Phantom. Hierin liegt... der tiefgreifende Unterschied zwischen den kritischen und agnostischen Lehren einerseits und der positivistischen andererseits". (Sperrung von mir.) Demnach wären weder Riehl, noch Spencer beim Positivismus stehen geblieben, weil sie sich von ihm durch ihren erkenntnistheoretischen Realismus unterscheiden. Tatsächlich ist nur Riehl, nicht aber Spencer über den Posi-

15) Heinrich Maier: Alois Riehl. Gedächtnisrede gehalten am 24. 1. 1925. Kantstud. 1926. S. 563—79.

16) Wilhelm Windelband: Einleitung in die Philosophie. 3. Aufl. Tübingen 1923, S. 31.

tivismus hinausgekommen, trotz gleicher Voraussetzungen.

Das Verhalten zum Ding an sich, zur absoluten Wirklichkeit, meint man, soll wichtige Hinweise betreffs der philosophiegeschichtlichen Einreihung geben.

Während Windelband die Uebernahme des Kantischen Dinges an sich sofort gegen Riehls — und Spencers! — Positivismus entscheiden läßt, nötigt sie Richard Falckenberg [17]), dem von ihm vorausgesetzten Riehlschen Positivismus wenigstens das Wörtchen „kantianisierend" beizufügen.

Riehl wird dabei nicht an Kant, sondern an den Neukantianern gemessen. Da hebt er sich denn von der Marburger und auch von der Heidelberger Schule für F. dadurch ab, daß er am Ding an sich festhält und überdies keine Wertabsolutierung kennt. Eine so große Abweichung vom Neukantianismus legt den Gedanken nahe, die Beziehungen Riehls zu kantischen Erwägungen gegenüber denen zum Positivismus zurückzustellen; da aber immerhin das von den übrigen Neukantianern verworfene Ding an sich als Erinnerung an Kant gerade bei Riehl erhalten blieb, will Falckenberg ihm nicht einen reinen, sondern einen „kantianisierenden Positivismus" zusprechen. So scheint hier der Realismus das Hauptsächliste zu sein, was Riehl von Kant übernommen. Die realistische Voraussetzung hat indes auch Spencer; mit dem Unterschied, daß er sich ihrer in positivistischer, Riehl sich ihrer in kritischer Weise bedient.

Je mehr indes sich im Fortgang der Fachphilosophie die Kantauffassung bereinigt, um so richtiger werden auch die Urteile über den Kritizisten Riehl. Schon sehr fortschrittlich urteilt Moog über Riehl [18]). Ja, bis auf einen Punkt verteidigt er ihn sogar gegen den Vorwurf, Positivist zu sein: „Danach könnte man glauben, Riehl vertrete einen Positivismus wie etwa Avenarius oder einen psychologischen Realismus wie Wundt. Aber das ist doch nicht so" (S. 194). Die kritische Unterscheidung der logisch-begrifflichen Bedeutung des a priori im Unterschied zur psychologisch-genetischen Mißdeutung setzt Moog ins

17) Richard Falckenberg: Hilfsbuch zur Geschichte der Philosophie seit Kant. 3. Aufl. Leipzig 1927. S. 76.

18) Willy Moog: Die deutsche Philosophie des 20. Jahrhunderts in ihren Hauptrichtungen und ihren Grundproblemen. Stuttg. 1822.

rechte Licht (195). Ausdrücklich betont er, daß Riehl sich „nicht zu einer sensualistischen Interpretation der Erfahrung und der Erkenntnis verführen lasse; vielmehr doch mit Nachdruck die logische Gesetzlichkeit" hervorhebe, sodaß er „darum logisch-erkenntnistheoretisch in vielen Punkten dem Kantischen Kritizismus folgen" könne (197).

Nur an einem Punkt läßt er Riehl ins positivistische Lager abschwenken: Bei der Begründung seines Realismus durch die Aussage der Empfindung.

Moog wirft Riehl vor, bei ihm werde, wenn er das Bewußtsein in Empfindung und Wahrnehmung von einer bewußtseinstranszendenten Realität abhängen lasse, „doch ähnlich wie bei dem Positivismus die Empfindung zu einer Grundtatsache gemacht, ja das Erkennen wird in den Dienst der Empfindung gestellt" (196). Nachdem er das oft zitierte Riehlsche „sentio ergo sum et est" angeführt hat, fährt er fort: „Als Bewußtsein soll dabei das undifferenzierte Bewußtsein der Empfindung gelten, dem eine reale Wirklichkeit entsprechen muß. Dieser sensualistisch-positivistische Standpunkt läßt sich aber mit dem rein logisch-erkenntnistheoretischen Standpunkt nur schwer vereinigen, denn er beruht doch auf einer Heranziehung psychologischer und physiologischer Momente. Logisch-erkenntnistheoretisch ist die Empfindung nichts Letztes, sondern sie unterliegt ihrerseits logischer Gesetzlichkeit, und das empfindende Bewußtsein kann logisch-erkenntnistheoretisch kein reines Bewußtsein sein. Riehl bleibt also hier im Empirischen stehen und gelangt nicht zu den logischen Grundlagen. Sein angeblicher ‚Beweis' ist darum auch kein strikter Beweis für den Realismus, etwa gegen den logischen Idealismus". (S. 196/7) (Sperrung von mir).

Moogs Kritik hat zwei Spitzen: Die eine richtet sich gegen die Behauptung einer Realität an sich auf Grund der Aussage der Empfindung, die zweite aber kehrt sich gegen die — vermeintliche — Unverbundenheit logisch-formaler Grundsätze mit der Behauptung inhaltlich-sinnlicher Gegebenheit an jeder Erkenntnis, wie sie vom Positivismus entlehnt wurde. D. h.: Kritische und positivistische Grundgedanken stünden bei Riehl unverbunden nebeneinander; durch seine Philosophie ginge gleichsam ein Riß. — Das aber gibt ein falsches Bild von Riehls Kritizismus.

Das Problem, das uns sein Realismus stellt, der „wie derjenige Herbarts ein Realismus der Empfindung" ist[19]), besteht — Gerhard Lehmann sieht das sehr schön — gerade in der Art „der Verankerung des kritischen Motivs in Riehls Erkenntnistheorie". Es gilt daher nicht nur, die kritizistischen und die positivistischen Züge bei Riehl zu trennen, sondern weiterhin ihr sich scheinbar ausschließendes Nebeneinanderbestehen zu erklären und das Verhältnis der sinnlichen und der logischen Grundlagen der Erkenntnis herauszuarbeiten. Erst wenn das geschehen ist, wird klar, daß man Riehls „Philosophischen Kritizismus" auch um seines Ausganges von der Empfindung willen nicht zum Positivismus rechnen darf. Denn auch der „Empfindung" bedient er sich innerhalb seiner Philosophie nicht nach Art des Positivismus; Spencer aber, der gleichfalls die Realität der Außenwelt durch die Aussage der Empfindung bewiesen sein läßt, tut es. Auch hier hat Riehl nur den Ausgangspunkt, nicht aber die Richtung der Fortarbeit mit dem Positivismus gemein.

Die Lösung des Problems der Realitätsgegebenheit durch das Urteil der „Empfindung" kommt Moog (nach der oben vermerkten Stelle) sensualistisch-positivistisch vor.

Dieser Punkt an Riehls Darlegungen ist auch für die gegenwärtige Forschungslage der interessanteste; trotz, oder gerade auch wegen bestimmter, hier deutlich in Erscheinung tretender Unzulänglichkeiten bei Riehl. Der Ausgang von der Empfindung verleitet ihn — wie auch Spencer — zu einem Kausalschluß von der Wirkung auf die bewirkende Realität an sich; dieser Kausalschluß wiederum wurde ermöglicht, weil die Kenntnis des so wichtigen eingliedrigen Urteils fehlte.

---

19) Gerhard Lehmann: Geschichte der Nachkantischen Philosophie. Berlin 1931. S. 186 (im Original anders gesperrt).

II.

Gebiet und Aufgabe der Philosophie und Erkenntnistheorie bei Riehl und Spencer.

Nach dem Zusammenbruch des Hegeltums hatte man eingesehen, daß nur die positive Wissenschaft inhaltlich neue Erkenntnisse zu übermitteln vermöge; welche Aufgabe blieb aber dann der Philosophie? —

„Die Philosophie im weiteren Sinne des Wortes fällt heute einfach mit der Wissenschaft als solcher zusammen" (Krit. 3,13) — aber ist ihr Eigenname dann nicht überhaupt überflüssig?

Für die positivistische Zeit war es ein Problem.

Nach Comte haben sich durch Arbeitsteilung die Einzelwissenschaften verselbständigt. Deshalb bedürfe es einer sie wieder vereinigenden Sonderwissenschaft, der Philosophie, damit die Uebersicht über das Ganze des Wissens nicht verloren gehe. So wird bei ihm die Vereinheitlichung wissenschaftlicher Erkenntnisse zur Aufgabe der Philosophie.

Auch die deutsche Philosophie biegt auf einen ähnlichen Weg ein: So äußert sich Fr. Paulsen im 1. Bd. der positivistischen „Vierteljahresschrift für wissenschaftliche Philosophie" in seinem Artikel „Ueber das Verhältnis der Philosophie zur Wissenschaft" dahin, daß es nur ein Material des Erkennens gäbe, nämlich gegebene Erscheinungen; ebenso gäbe es auch nur eine wissenschaftliche Methode: Induktion und Deduktion. Deswegen, und weil alles Wirkliche eine Einheit bildet, müsse auch alles Wissen eine Einheit bilden, in der Abgrenzungen nur willkürlich und relativ sind. Diese nicht mehr durch Abteilungen zerstörte, über sie hinaus vollendete Einheit des Wissens ist die Philosophie. Die Grenzen zwischen ihr und der Wissenschaft sind demnach flüssig; denn in der Philosophie ist die Tendenz der Einzelwissenschaften, allgemeine Begriffe herauszuarbeiten, nur fortgesetzt; sie ist das vollendete Wissen. Ein grundsätzlicher Unterschied

zwischen wissenschaftlicher Philosophie und positiver Wissenschaft bestünde nicht, weder dem Arbeitsfeld noch der Methode nach [20]).

Das ist der Sache nach dasselbe, was Spencer durch seine bekannte Begriffsbestimmung der Philosophie im § 37 der „Grundlagen" festlegt: „Wissen der niedrigsten Art ist noch nicht vereinheitlichte Erkenntnis; Wissenschaft ist teilweise vereinheitlichte Erkenntnis; Philosophie ist vollkommen vereinheitlichte Erkenntnis".

Die volle Wissenschaftlichkeit dieses Verfahrens der Vereinheitlichung glaubt Spencer dabei durchaus gesichert; denn die Ergebnisse, die „universalen Wahrheiten", sollen ja nicht nach Art der Begriffsdichter ohne Beweis in der Erfahrung hingestellt werden: Im Gegenteil ist ihre objektive Gültigkeit durch die Uebereinstimmung mit den Tatsachen der Erfahrungswissenschaft nachzuweisen. Erst weil es Spencer, eben der Wissenschaftlichkeit wegen, für nötig hält, den Zusammenhang seiner philosophischen „universalen Wahrheiten" mit den Tatsachen aufzuzeigen, muß er zwei Formen der Philosophie unterscheiden, die „allgemeine" und die „spezielle", von denen die eine die universalen Wahrheiten als Ergebnis liefert, die andere aber ihre Uebereinstimmung mit den Tatsachen darlegt und sie damit im Sinne des Positivismus verifiziert. Ja, so sehr scheint Spencer sich in den positiven Wissenschaften zu verlieren, daß ihm sogar, trotz seiner vielen metaphysischen Anleihen, nachgesagt wurde: „Sein System ist daher nicht eigentlich Philosophie, sondern nur Wissenschaft, prächtig systematisierte Wissenschaft", und: „So überaus interessant seine Darlegungen sind, sie vermögen nicht dieses philosophische oder besser metaphysische Bedürfnis zu stillen, sie erregen es nur um so lebhafter" [21]).

Das Ideal der Wissenschaftlichkeit, wie es die Positivisten aufgestellt hatten, behält Spencer damit als solches bei.

Der Positivismus jedoch, der sich wegen seines ständigen Verweisens auf die „Tatsachen" für wissenschaftlich

---

20) Vergl. hierzu auch: B. Pünjer: Der Positivismus in der neueren Philosophie. Jahrb. f. protest. Theologie. Leipzig 1879. S. 4 ff.

21) Karl Schwarze: Herbert Spencer. (Aus Natur und Geisteswelt 245.) Leipzig 1909. S. 126.

hielt, bedachte nicht, daß er es so lange nicht sein konnte, als er vermeinte, dasselbe Verfahren von Verallgemeinerung anzuwenden, dessen sich die Wissenschaft beim Aufstellen ihrer Gesetze bedient, während er in Wirklichkeit nur eine Verallgemeinerung durch Abstraktion vollbrachte. „Verallgemeinerung" und „Verallgemeinerung" ist nicht einerlei. Niemand erkannte und rügte es so scharf wie Riehl: „Die Philosophie bedient sich zum Aufbau ihrer Systeme der logischen Verallgemeinerung durch Abstraktion, die Wissenschaft dagegen gewinnt die Erweiterung ihrer Begriffe durch ein Verfahren, welches der mathematischen Begriffsbildung und Verallgemeinerung verwandt ist. Der logisch allgemeinere Begriff entsteht durch Elimination gewisser Merkmale, welche den spezielleren Begriffen eigen sind. Es wird also in ihm weniger gedacht als in den Begriffen niederer Ordnung. Umgekehrt ist der mathematisch allgemeinere zugleich der inhaltsreichere Begriff, es wird in ihm mehr gedacht als in den spezielleren Begriffen, die aus ihm abgeleitet sind. Als Beispiel vergleiche man den verallgemeinerten Ausdruck der pythagoräischen Beziehung, den Kosinussatz, mit dem pythagoräischen Lehrsatze selbst. Und analog wie in der Mathematik geht der Prozeß der Begriffserweiterung auch in den exakten, von der mathamatischen Methode beherrschten Wissenschaften vor sich". (Krit. 3; 109.) Diese gerade für den Positivismus tragische Verwechselung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Verallgemeinerung mit der logischen brachte viele seiner Anhänger mit Notwendigkeit doch wieder in die Nähe der alten metaphysischen Systemspekulanten zurück, von denen sie sich grundsätzlich hatten entfernen wollen. Da half auch das emsige Zusammentragen von „Tatsachen" nicht, denn gerade ihre Auswertung konnte nicht glücken. Riehl aber, der durch seine echt kritische Untersuchung des verallgemeinernden Verfahrens überhaupt zu der deutlichen Erkenntnis des so wichtigen Unterschiedes zwischen wissenschaftlicher und logischer Verallgemeinerung gelangt war, blieb vor solchem Mißgeschick bewahrt. So kommt es, daß man (zu Pünjers Verwunderung) in Deutschland kein positivistisches System erhielt; so kommt es aber auch, daß Riehl, weil er kritischer war, auch positivistischer bleiben konnte, d. h. der wissenschaftlichen Erfahrung gerechter sein konnte, als die

Mehrzahl der Positivisten selber, z. B. Comte und Spencer.

Der Irrtum über die Verallgemeinerungsmethode der Wissenschaft führt Spencer zu einem Irrtum über Gebiet und Aufgabe der Philosophie: diese soll ein für schlechthin alle Erscheinungen verbindliches wissenschaftliches „Gesetz" aufstellen und in seiner Berechtigung nachweisen. So steht denn die berüchtigte Entwicklungsformel für Spencer recht eigentlich im Brennpunkt seiner Philosophie.

In ihrer letzten und daher leersten Fassung besagt die Spencersche Weltformel nichts weiter, als daß der Fortschritt von niederen zu höheren Entwicklungsstufen durch zunehmende „Integration" und „Differenzierung" ermöglicht werde, und daß allein die verschiedenen Grade von „Integration" und „Differenzierung" jeden Vorgang restlos zu erklären vermögen, er sei naturgeschichtlicher, sprachgeschichtlicher oder künstlerisch-schöpferischer Art.

Die niederen Formen der Gliedertiere, die Tausendfüßer z. B., sind — weil sie so viele Beine haben — noch nicht so „integriert" wie die höheren, etwa die Spinnen mit ihren wenigen Beinpaaren. Diese Reduktion der Beinanzahl beim Uebergang von einer tieferen zu einer höheren Entwicklungsstufe wird nach Spencer hinreichend erklärt durch einen Vorgang von „longitudinaler Integration" („Grundlagen" § 110).

„Integration" ist es aber auch, wenn das vielbuchstabige angelsächsische „steorra" im Laufe der Zeiten zu dem kürzeren englischen „star" wird („Grundlagen § 112).

Daß die Naturwissenschaft elektromagnetische Wellen und Licht für identisch hält, ist eine kühne „Integration", die die erreichte Entwicklungshöhe dieser Wissenschaft so recht verdeutlicht („Grundlagen" § 113).

Wird eine neue Tatsache durch eine Erkenntnisvorstellung beurteilt, so hat man gleichfalls einen „Akt der Integration" (Psych. 2 § 382 S. 301).

Kurz: Es gibt keinen Vorgang, der sich nach Spencer nicht aus der „Integration", in der er den Stein der Weisen gefunden zu haben glaubt, erklären ließe. (Von der „Differenzierung" haben wir hier abgesehen; Spencer bedient sich ihrer in ähnlicher Weise). Jegliche Reduktion einer höheren Anzahl auf eine geringere ist „Integration", es mag sich um Tierbeine, Buchstaben oder gar auch um

disparate Glieder, wie Tatsachen und Vorstellungen, um Dinge und Gedanken, handeln.

Damit ist eine rein verbale Vereinheitlichung aller Erscheinungen erreicht, die selbstverständlich völlig abwegig ist und einem Rückschlag in die alte Metaphysik gleichkommt. Dennoch ist dieses inhaltlose Universalgesetz das Ziel der Spencerschen Philosophie. Alle seine Untersuchungen haben in Bezug auf die Entwicklungsformel nur den Wert der Vorarbeit oder Erhärtung.

Das gilt auch von den erkenntnistheoretischen Gedanken der „Grundlagen". Sogar von diesem Buch sagt Spencer selber in der Autobiographie (Deutsche Ausgabe von Ludwig und Helene Stein Bd. 2; 45/46), daß „der wesentliche Teil des Werkes" „die Evolutionstheorie" sei, die „das Wesen des Buches ausmache". Die Erkenntnistheorie wird gegenüber der Evolutionstheorie Mittel zum Zweck; sie hat keinen philosophischen Eigenwert.

Dieselbe Haltung wahrt auch die „Psychologie", in deren Rahmen Spencer neben so verschiedenen Dingen wie reiner Zoologie und der Lehre vom Schließen und vom Syllogismus auch noch einmal (in dem Teil über „Allgemeine Analyse") erkenntnistheoretische Fragen erörtert (die ihren eigentlichen Platz in den „Grundlagen" haben).

Der erste Zweck der „Psychologie" ist natürlich, zu zeigen, daß auch der menschliche Geist, und darüber hinaus die Erzeugnisse seines Schaffens, die Wissenschaften, sich gemäß der Weltformel „entwickelt" haben. Insofern sollen die beiden Bände „Psychologie" Demonstrationen und Verifikationen für das Entwicklungsgesetz sein. Hier aber macht die „Allgemeine Analyse" eine grundsätzliche Ausnahme. Sie soll die Evolutionsformel nicht mehr durch positiv-wissenschaftliche Tatsachen nachträglich bestätigen, sondern sie durch Spencers „verklärten Realismus" (erkenntnistheoretisch-) metaphysisch begründen.

Spencer beanspruchte für seine alles erklärende Weltformel die (natürlich widersinnige) absolute Wahrheit. — Wenn es nun gelänge, das Entwicklungsgesetz, dem absolute Wahrheit zukommen sollte, auch aus einer absoluten Wirklichkeit (im Gegensatz zur Erscheinungswirklichkeit der Wissenschaften), aus einer Wirklichkeit von Din-

gen an sich herzuleiten, so wäre, nach Spencers Meinung, das selbstgesteckte Ziel erreicht.

Ursprünglich hatte Herbert Spencer die Entwicklungsformel auf dem Boden der Naturwissenschaft gewonnen. Diese setzt aber, wie jede positive Wissenschaft, als Bedingung ihrer Möglichkeit ein „Sein" voraus, in dessen Erforschung eben die wissenschaftliche Aufgabe besteht. Gäbe es nichts Entdeckbares, so wäre objektive Wissenschaft nicht möglich; in diesem Sinne ist jede positive Wissenschaft notwendig realistisch. Diesen Realismus können wir einen relativen nennen, weil er auch auf die inhaltliche Verschiedenheit der Einzelwissenschaften Bezug nimmt: ihm entsprechend gibt es eine physikalische Wirklichkeit, eine biologische, eine geschichtliche usw.

Auf den — relativen — Realismus der Naturwissenschaft hatte Spencer nun zwar seine Entwicklungsformel zunächst gegründet, und durch eine lange Reihe positiver Tatsachen glaubte er sie verifiziert, aber das genügte ihm nicht: er wollte sie, wegen der Universalgeltung, außerdem noch auf einen zweiten Pfeiler, auf einen absoluten Realismus, auf ein metaphysisches Ding an sich, ein verdinglichtes Absolutes stützen.

„Wir haben mit anderen Worten die vielumstrittene Frage über Subjekt und Objekt in Angriff zu nehmen. Die Beziehung dieser zu einander . . . . war die gegebene Tatsache, von der wir ausgingen. Das ganze darauf errichtete Gebäude von Schlußfolgerungen würde natürlich ins Wanken geraten, wenn bewiesen werden könnte, daß diese Tatsache falsch oder auch nur zweifelhaft sei. Wenn der Idealist Recht behält, so ist die Entwickelungslehre ein leerer Traum. Hier müssen wir also zu einem bestimmten Schlusse kommen. Entweder wird uns das Ergebnis einer kritischen Untersuchung zwingen, alle die bisher gewonnenen Folgerungen aufzugeben, ... oder aber wir müssen entdecken können, daß die Folgerungen der Idealisten und Skeptiker falsch sind" (Psych. 2 § 387 S. 313. Sperrung von mir). Im Interesse der Entwicklungslehre also soll der Idealismus geschlagen werden. Die erkenntnistheoretischen Erörterungen der „Allgemeinen Analyse" — die Auseinandersetzung mit dem Idealismus und die Darlegung des eigenen „verklärten Realismus" — empfangen

in Spencers Augen ihren Wert daher, daß erst sie seine Formel endgültig sichern. Auch hier ist die Erkenntnistheorie zu Diensten der Evolutionstheorie und insofern nur von untergeordneter philosophischer Bedeutung.

Andererseits aber würde nach Spencer selber die Entwicklungsformel trotz ihrer naturwissenschaftlich sein sollenden Ableitung ungültig, sobald die Begründung dieses verklärten Realismus nicht möglich wäre. Auf diese Weise gewinnt die „Allgemeine Analyse" gegenüber den anderen Abteilungen der „Psychologie" tatsächlich doch eine Vorzugsstellung. Der „verklärte Realismus" Spencers soll nicht mehr — wie die anderen Teile, z. B. die „objektive Psychologie" — das Entwickelungsgesetz illustrieren, sondern manifestieren.

Der Anlage, dem Willen nach war also der erkenntnistheoretische Teil der „Psychologie" geradezu unabhängig von der Evolutionsformel, die vielmehr ihrerseits mit den Ergebnissen der einschlägigen Untersuchungen der „Allgemeinen Analyse" stand und fiel. Das hat man zu bedenken, um die Einordnung erkenntnistheoretischer Fragen in die „Psychologie" nicht von vornherein zu hoch als Fehlerquelle zu bewerten. Eine N o t w e n d i g k e i t, die erkenntnistheoretische Fragestellung psychologisch zu belasten, lag auch für Spencer, und von seinem Standpunkt aus gesehen, jedenfalls n i c h t vor. Aber:

Warum hat Spencer dann nicht überhaupt die Behandlung seines „verklärten Realismus" auf die „Grundlagen" beschränkt, sondern der „Psychologie" abschließend eingefügt?

Wenn wir behaupten wollen, daß selbst diese verdächtige Einfügung (der Realismus-Begründung in den Rahmen der Psychologie) nicht dazu nötigte, erkenntnistheoretische Fragen psychologisch zu verfälschen, oder die Erkenntnistheorie dem Entwicklungsgedanken unterzuordnen, so müssen wir zeigen können, daß Spencer für die Aufnahme der Erkenntnistheorie in die „Psychologie" einen besonderen Grund hatte, der von genetischen Erwägungen nicht bestimmt war. Das aber läßt sich zeigen.

Die „Psychologie" befaßt sich nach Spencer ganz allgemein mit den Beziehungen lebendiger Wesen zu einer realen Außenwelt; wobei das Vorhandensein von Bewußtseinserscheinungen keineswegs erforderlich ist. So

bringt der erste Teil der von Spencer so genannten „objektiven Psychologie" Ausführungen über tierische Anpassungserscheinungen, „wobei so viel als irgendmöglich das Element des Bewußtseins außer Spiel gelassen werden soll" (Psych. 1 § 57 S. 147. — Fisch im Wasser; „die instinktiven Tätigkeiten des Insekts"; Psych. 1 § 54 S. 139). Die „objektive Psychologie" bringt also z. T. rein zoologische, nicht einmal tierpsychologische Tatsachen. Da aber die biologischen Fragen ebenfalls in 2 Sonderbänden behandelt werden sollen, muß Spencer die „objektive Psychologie" gegen die reine Biologie abgrenzen. Das unterscheidende Merkmal bilden für ihn nun aber nicht, wie man nach dem Titel „objektive Psychologie" doch erwarten sollte, die Bewußtseinsvorgänge (von denen sogar abzusehen war!); sondern bezeichnenderweise die Beziehungen zu einer Umwelt-Realität: die (morphologische!) Beschreibung eines aus seiner Umwelt herausgerissenen Fisches gehört nach Spencer in die Biologie; die Beschreibung des Verhaltens eines Fisches im Wasser in die „objektive Psychologie". Nun befremdet auch die Aufnahme der Erkenntnistheorie in den Schluß der „Psychologie" nicht mehr. Denn:

Wie die „objektive Psychologie" — die in ihrem Teil „Allgemeine Synthese" ausschließlich Zoologie, nicht einmal Tierpsychologie ist — nur deshalb in die „Psychologie" eingegliedert wurde, weil sie das Verhalten der Tiere zu einer realen Umwelt schildert, so die Erkenntnistheorie deshalb, weil erst sie diese Umwelt endgültig als eine wirkliche und idealistisch nicht mehr bestreitbare Realität nachweisen soll.

Die Widersinnigkeit der Einordnung von Zoologie und Erkenntnistheorie in den Rahmen einer „Psychologie" findet somit auf dem Boden von Spencers eigenen Ausführungen ihre zweite Erklärung unabhängig von der Beziehung zur Entwicklungsformel.

Aber eben daß das möglich ist, beweist, daß Spencer trotz der Vorliebe für die Entwickelungsformel und trotz der übermäßigen Erweiterung des Aufgabenkreises der Psychologie keineswegs etwa schon durch seine eigenen Voraussetzungen genötigt war, Erkenntnistheorie und Psychogenetik zu vermengen: noch standen ihm alle Wege offen, und auch er hätte erkenntnistheoretische Geltungs-

begründungen ohne Bezugnahme auf die Entwickelungsformel finden können.

Dies alles mußte gesagt werden, um der Ueberschätzung der Bedeutung dessen vorzubeugen, daß erkenntnistheoretische Gedanken überhaupt in einer „Psychologie" erörtert werden.

Was Spencer betrifft, so läßt sich also über Gebiet und Aufgabe der Philosophie zusammenfassend folgendes sagen: Die Philosophie soll, weil sie die Ergebnisse der Einzelwissenschaften zu verallgemeinern und zu vereinheitlichen hat, ein Weltgesetz finden, das schlechthin alle Wissensgebiete, selbst Soziologie und Ethik, beherrscht. Um diesem Weltgesetz eine „absolute" Wahrheit zu sichern, soll es aus einer absoluten metaphysischen Wirklichkeit herzuleiten sein; diese absolute Realität an sich n a c h z u w e i s e n, ist die engere Aufgabe von Spencers Erkenntnistheorie, die folgerichtig in der Darlegung seines „verklärten Realismus" ihren Höhepunkt erreicht.

Erkenntnistheorie und Philosophie decken sich also bei Spencer nicht; das Gebiet der Philosophie ist wesentlich weiter.

Die P h i l o s o p h i e stellt 1.) das Weltgesetz auf bringt 2.) die Ergebnisse aller positiven Wissenschaften in einen Systemzusammenhang und soll endlich 3.) auch sich scheinbar widersprechende und entgegengesetzte Wissensgebiete „versöhnen" (z. B. die Naturwissenschaft und die Religion; deutsche und englische Philosophie usw.).

D i e E r k e n n t n i s t h e o r i e („welche dem entspricht, was gewöhnlich Metaphysik genannt wird" Psych. 2 § 385, S. 309) begründet im Interesse der Weltformel den „verklärten Realismus" und lehrt das Recht der Annahme eines „Dinges an sich". Das ist ihre erste Aufgabe. Naturgemäß fällt ihr dann weiterhin zu, nachzusehen, inwiefern die Elementarkategorien menschlicher Erfahrung und Erfahrungswissenschaft Gültigkeit haben für das — bei Spencer substanzialisierte — „Ding an sich". Die umfangreichen Untersuchungen über die Kategorien, insbesondere über die Raum- und Zeitvorstellung und die „Beziehungen von Gleichheit und Ungleichheit", sowie die Frage nach einem Kriterium für die Wahrheit einer Erkenntnis gehören hierher und bilden an zweiter Stelle den Grundstock von Spencers Er-

kenntnistheorie. Endlich wird eine Begründung der naturwissenschaftlichen sogen. Erhaltungsgesetze erstrebt, auf die noch ausführlich zurückzukommen sein wird („Grundlagen" 4. Kapit. §§ 52 ff). Auch die Grundbegriffe der positiven Wissenschaften (Materie, Kraft usw.) werden auf Widersprüche hin untersucht.

Während im allgemeinen die Literatur über Spencer entweder dessen leerlaufende Begriffsspekulation, oder seine umfassende Organisierung der positiv-wissenschaftlichen Tatsachen aller Gebiete hervorhebt, wird hin und wieder aber auch — mit Recht! — gesehen, daß Spencer weitgehend erkenntnistheoretisch interessiert war. Otto von der Pfordten bucht es als Verdienst Spencers, daß er eine Antwort „auf die eigentliche Erkenntnisfrage", „eine klare und unzweideutige Entscheidung" versucht habe, „welcher Erkenntniswert unserem Wissen zukommt, das trotz aller Zweifel wertvoll, nicht wertlos sein soll". In Spencers verklärtem Realismus läge ein „positiver Versuch" vor, „positiv zu formulieren, wie es mit unserer Erkenntnis bestellt ist und zwar nicht nur in Berücksichtigung von Gesetzen oder Beziehungen, sondern der Dinge oder Objekte" [22]).

Für Spencer wäre damit Gebiet und Aufgabe von Philosophie und Erkenntnistheorie umrissen und ihr beiderseitiges Verhältnis zueinander dargelegt. Zu bemerken ist jedoch, daß sämtliche von uns herausgehobenen Aufgabenkreise sich in den „Grundlagen" überschneiden. Man darf also nicht erwarten, bei Spencer die einzelnen Aufgaben in geordneter Reihenfolge gelöst zu finden. Sie werden nicht nacheinander, sondern durcheinander und in Konglomeraten bewältigt. Der Uebersicht wegen haben wir sie hier herauskristallisiert.

Wesentlich anders faßt Riehl die Aufgaben von Philosophie und Erkenntnistheorie. Zunächst ist die Philosophie gegenüber der Erkenntnistheorie nicht der weitere Begriff. Von vornherein wird die Philosophie in die wissenschaftliche und die praktische geschieden. Bereich der praktischen Philosophie, der Ethik, ist „das Mögliche,

22) Otto v. d. Pfordten: Der Erkenntniswert der chemischen Synthese. Zeitschr. f. Philosophie und philosophische Kritik. Bd. 130. 1907. S. 145/6.

durch Wille und Tatkraft des Menschen erst zu Schaffende" (Krit. 3; 21). — „Die Philosophie ist ihrem doppelten Begriff nach allgemeine Wissenschafts- und praktische Weisheitslehre" (Krit. 3; 22). Riehls eigene Arbeit aber beschäftigt sich nur mit der wissenschaftlichen Philosophie; mit d e r Philosophie, die es nicht mit dem für das Handeln Möglichen, sondern mit dem für das Wissen Wirklichen zu tun hat. Das für das Wissen Wirkliche ist aber Bereich der positiven Wissenschaften. Was blieb dann der Philosophie? Auch für Riehl bestand diese Schwierigkeit. Und zuweilen scheint es, als könne auch er, ebenso wie Spencer und der „Positivismus der positiven Wissenschaft", die Lösung finden in einer „synthetischen Philosophie" nach Spencerschem Muster, in der die „Philosophie" die gradlinige Fortsetzung der positiven Wissenschaft bildet: Die „vollkommen vereinheitlichte Erkenntnis" als Weiterführung der „teilweise vereinheitlichten Erkenntnis" wie sie die Wissenschaft liefert; sodaß sozusagen nur ein gradweiser Unterschied bestünde, aber keiner nach Inhalt und Methode. „Je mehr die wissenschaftliche Erkenntnis, gleichviel von welchem Gebiet aus, ihrem Ziele sich nähert, in eben dem Maße wird sie philosophisch. Ein Zeitalter der Wissenschaft, das mit dem Prinzip der Unzerstörbarkeit der Energie ein sämtliche Vorgänge in der äußeren Natur beherrschendes und verbindendes Gesetz entdeckt und mit der Lehre der Abstammung und Entwicklung der Arten die philosophische Idee der Einheit des organischen Lebens in die biologische Wissenschaft hineingetragen hat, ein solches Zeitalter der Synthese ist, man mag dies Wort haben, oder nicht, ein philosophisches Zeitalter. Wissenschaft und Philosophie sind heute nicht mehr zu trennen"[23]). Das könnte Spencer geschrieben haben. Mit einem kleinen Unterschied! Für Riehl ist sofort diese „Idee der Einheit", diese „Synthese" selber problematisch. Wie ist es zu begründen, daß sich diese Idee der Einheit wissenschaftlich fruchtbar in die positiven Fächer hineintragen läßt, das wird zur F r a g e. — Wie sind wissenschaftliche Gesetze, insbesondere Naturgesetze, möglich; wie ist wissenschaftliche Erfahrung möglich; wie

23) Alois Riehl: Zur Einführung in die Philosophie der Gegenwart. 6. Aufl. Berlin 1921. 1. Vortrag. S. 3.

ist „Erfahrung überhaupt" möglich? Das ist das Zentralproblem des Riehlschen Kritizismus. So heißt es Krit. 3; 16 von der Aufgabe der Philosophie: „Ihre positive Bestimmung liegt in der Erklärung der Wissenschaft selber. „Die Philosophie ist die Wissenschaft und Kritik der Erkenntnis". Wissenschaftliche Philosophie und Erkenntnistheorie decken sich bei Riehl vollständig. Das ist so wenig Kantisch, wie es positivistisch ist.

Riehls Erkenntnistheorie hat es in erster Linie mit der Möglichkeit der Erscheinungswirklichkeit zu tun. Er ist aber dabei der Ueberzeugung, „daß das Transzendente, das unsere Erkenntnis, indem sie es ergreift, voraussetzt, ein an sich Wirkliches sei" (Heinrich Maier: Gedächtnisrede S. 569); eine Ueberzeugung, die er nicht nur mit Kant, sondern auch mit Spencer teilt. Während es aber für Spencers „verklärten Realismus" am wichtigsten ist, das An-sich-Sein des Transzendenten nachzuweisen — (das er als absolute Wirklichkeit benötigt, um aus dieser die erstrebte absolute Wahrheit für die Entwickelungsformel herzuleiten), — und während die Spencersche Erkenntnistheorie dem gegenüber auf die Erklärung der Erfahrung einen schwächeren Wertaccent legen darf, verhält sich Riehl umgekehrt. Ihm ist es in erster Linie um die Frage nach der Möglichkeit der Real- und Erfahrungswissenschaft zu tun. Dieser Unterschied ist nicht ganz unwichtig.

III.

Die Erklärung von Erfahrung und Erfahrungswissenschaft bei Riehl und Spencer.

Der Positivismus und der Kritizismus sind sich darin einig, „daß alle unsere Erkenntnis mit der Erfahrung anfange". So werden ihnen Erfahrung und Erfahrungswissenschaft zum Problem. Diese Tatsache hat man als das hauptsächlichste gemeinsame Merkmal beider Richtungen ausdrücklich hervorgehoben[24]).

In der Tat liegt es nahe, daß Forscher, die eine so enge Fühlungnahme mit den positiven Wissenschaften unterhielten wie die Positivisten und die Kritizisten zwangsläufig auf das Erfahrungsproblem selber geführt werden mußten. Das Selbstbewußtsein der Wissenschaft, wie Riehl die Philosophie nennt, erwachte auch bei den positiven Forschern, sodaß gegen Ende des 19. Jahrhunderts Philosophen und Fachwissenschaftler vielfach den gleichen Fragenkreis berührten. Ernst Mach, der als Naturforscher begann und als Erkenntnistheoretiker endete, und der immer bemüht war, zu durchschauen, wie er seine naturwissenschaftlichen Erkenntnisse erwerbe, und wie er ihre objektive Gültigkeit begründe, ist kein Sonderfall, sondern ein Typus.

Auch Riehl und Spencer wollen die Möglichkeit der Erfahrung und der Erfahrungswissenschaft begreiflich machen.

Die Erkenntnis — insbesondere die Erkenntnis der Außenwelt — erklären, heißt bei Alois Riehl:

Die Postulate aufzusuchen, die für die Begreiflichkeit der „Erfahrung überhaupt" nötig sind, die Bestandteile herauszuarbeiten, von denen der Begriff der Erfahrung logisch abhängig ist (Krit. II; 8. 9. 11.). Sie sind die Bedingungen a priori der Erfahrung.

---

24) Richard Müller-Freienfels: Die Philosophie des 20. Jahrhunderts in ihren Hauptströmungen. Berlin 1923. S. 42.

Die Frage nach der Möglichkeit der Erkenntnis und die Methode der Lösung durch die Apriorität ist kantisch; nur daß Riehl nicht, wie Kant, den Schwerpunkt in die Möglichkeit der reinen (das ist von der empirischen Erfahrung unabhängigen) Erkenntnis verlegt, sondern in die der empirischen. „Wir fragen, wie Erkennen überhaupt möglich, d. i. zu begründen sei, und legen den Nachdruck der Frage auf die Möglichkeit der empirischen Erkenntnis". Kants Standpunkt ist veraltet; er beruht auf einer unzulässigen Ueberschätzung der reinen Erkenntnis im Vergleich mit der empirischen, „die wir in dem gleichen Grade nicht mehr teilen" (Krit. II; 18). Hier hat Riehl von Positivismus gelernt und entfernt sich nicht unwesentlich von Kant.

Riehl weiß durchaus selber, daß er hier von Kant abweicht; „das Ziel der Kritik der reinen Vernunft lag in der Begründung eines metaphysischen Glaubens durch Aufhebung des metaphysischen Wissens, nicht in der Begründung der Erfahrung" (Krit. II; 18). Die erkenntnistheoretische Fragestellung deckt sich nicht mit dem Inhalt der Kritik der reinen Vernunft, aber sie deckt sich mit wissenschaftlicher Philosophie überhaupt im „philosophischen Kritizismus".

Dennoch bleibt das Entscheidende für Riehls philosophiegeschichtliche Stellung die kennzeichnende Wiederaufnahme des Möglichkeitsproblems und der Apriorität im Kantischen Sinne, die Riehl grundsätzlich von jedem Positivismus scheidet. Für den Positivismus existiert das Verfahren gar nicht, vom Begriff der Erfahrung überhaupt ausgehend, nun die logischen Bedingungen aufzusuchen, die notwendig vorangestellt werden müssen, um Erkenntnis und Erfahrung definieren zu können. Es läßt sich also sagen: Die erkenntnistheoretische Methode hat Riehl von Kant, die empirische Erfahrung als Anwendungsgebiet hat er vom Positivismus. Der Positivismus will wie Riehl — und beide im Gegensatz zu Kant — vor allem die empirische Erkenntnis erklären; kennt aber dabei — im Gegensatz zu Riehl — nicht die Kantisch-kritische Methode.

Obwohl z. B. Spencers „Grundlagen", und auch Teile der „Psychologie" (in der negativen und in der positiven Rechtfertigung des Realismus, in der Begründung des eigenen „verklärten Realismus" II. § 402 f. § 438 f. § 472.)

eine Fülle erkenntnistheoretischer Untersuchungen enthalten, wird sich Spencer dessen nicht bewußt, daß er erkenntnistheoretische Fragen auch mit einer besonderen Methode bewältigen muß.

Dabei will er, besonders in den „Grundlagen" Erfahrung und Erfahrungswissenschaft durchaus begründen; und weil er das will, hat man ihn,[25]) wie schon gesagt, vom Positivismus ausnehmen wollen. Das geht aber nicht an; denn gerade die Positivisten hatten für die Erklärung der Erfahrung sehr viel Interesse; nur daß sie sich dabei, wie wir sagen wollen: positivistischer Methoden bedienten. Dem Positivismus steht fest, daß es Begriffe gibt, die ihrerseits aus empirischen Erfahrungen nicht weiter abzuleiten sind,[26]) die als oberste Grundbegriffe fungieren. Sie stehen als „Register" für die Einzelerfahrungen bereit und sind daher für die Erklärung ein isoliertes „Letztes", nicht weiter begrifflich Begründbares. Der Verzicht auf die logische Ableitung der obersten Grundbegriffe und Prinzipien ist ein Hauptmerkmal des Positivismus. Hier setzt Riehl ein und deduziert diese Grundbegriffe aus ihrem Verhältnis zum Begriff der Erfahrung, zu der möglichen Erfahrung überhaupt. Die Grundbegriffe der Erkenntnis werden im Positivismus behandelt wie ein Tatsächliches, Gegebenes, bei Riehl als ein logisch Notwendiges.

Riehl kennt zwei Arten von Apriorität. Die eine bestimmt innerhalb der empirischen Wissenschaften die logische Reihenfolge der Erkenntnisse. In diesem Sinne a priori gelten die Sätze der Mathematik für die Mechanik; diese selber für die Physik usw. Diese Apriorität nennt Riehl die empirisch bedingte, eben um zu bezeichnen, daß es sich um ein a priori handelt, das innerhalb der positiven Wissenschaften festsetzt, welche Zweigwissenschaften, welche Sätze als logisch früher angenommen werden müssen, um die in Frage stehende Fachwissenschaft erklären zu können. Eine solche „empirisch bedingte Apriorität" liegt auch immer da vor, wo ein Naturgesetz für die darunter

25) Oswald Külpe: Einleitung in die Philosophie. 10. verb. Aufl. (Herausgeb. Messer). Leipzig 1921. S. 171.

26) Z. B. Josef Petzoldt: Die Stellung der Relativitätstheorie in der geistigen Entwicklung der Menschheit. Dresden 1921. S. 46, 56, 82.

zu begreifenden Erscheinungen gilt. (Krit. II; 13 f.) Naturgesetze haben nur die empirisch bedingte Apriorität. Von ihr ist eine zweite Apriorität aufs bestimmteste zu unterscheiden. Riehl nennt sie die absolute. Absolut a priori sind Begriffe, die nicht nur innerhalb einer bestimmten Wissenschaft, oder innerhalb eines Wissenschaftsverbandes das logische Prius bestimmen, sondern die über die speziellen empirischen Erfahrungswissenschaften hinaus bestimmen, welche Kategorien in logischem Sinne ursprünglich sind für schlechthin jede Erfahrung, für die Erfahrung als solche. Diese Unterscheidung ist wichtig. Vom Positivismus wird sie selbstverständlich überhaupt nicht gemacht, weil er den Begriff der Apriorität nicht kennt und an seine Stelle das psychologisch Frühere setzt. Aber auch Denker, wie Dingler, die gleich Riehl den „Primat der Philosophie" gegenüber der positiven Wissenschaft haben sichern wollen, und die das a priori jedenfalls der Sache nach, wenn auch nicht als festen terminus technicus kennen und bei der Behandlung des Erfahrungsproblems verwerten, machen diesen Unterschied nicht,[27]) was sich bei der Frage der Begründung der objektiven Gültigkeit der Erkenntnis unheilvoll auswirkt.

Weil Riehls „Kritizismus" den Begriff der Apriorität kennt, betonen einige Denker sehr mit Recht, daß damit ein gewichtiges Unterscheidungsmerkmal gegenüber dem Positivismus gegeben ist. — Bereits 1916 schreibt Ueberweg von Riehl: „Er ist früher oft als Positivist bezeichnet worden. Diese Auffassung ist unhaltbar. Vom Positivismus unterscheidet ihn schon seine Anerkennung der Apriorität mancher Grundsätze der Physik. Ein gewisser positivistischer Zug ist R. freilich eigen".[28]) — Es

27) Hugo Dingler: Der Zusammenbruch d. Wissenschaft u. d. Primat d. Philosophie. 2. Aufl. München 1931. S. 255. 126. — Die von Dingler nachgewiesene „Wohlordnung d. empirischen Begriffe", wie er mit einem mathematisierenden Ausdruck sagt, ist gleich der „empirisch bedingten Apriorität" Riehls S. 111 ff.

28) Friedrich Ueberweg: Grundriß der Geschichte der Philosophie, 4, vom Beginn des 19. Jahrhunderts bis auf die Gegenwart. 11. Aufl., Berlin 1916. — Man beachte aber, daß man dessen ungeachtet auch noch nach 1916 Riehl zu den Positivisten zählte, wie aus dem Vorhergehenden ersichtlich wurde. — Auch der neue Eisler, Wörterbuch der philosophischen Begriffe, 1929, bezeichnet Riehls wissenschaftliche Forschung abermals als Positivismus (Bd. 2; 476).

wird sich jedoch zeigen, daß auch Spencer die „Apriorität mancher Grundsätze der Physik", und überhaupt den Begriff der Apriorität, in gewissem Sinne, bis zu einem gewissen Grade, anerkennt, ohne daß man deshalb berechtigt wäre, ihn gleichfalls nicht zum Positivismus zu zählen, wie Riehl.

Bei der Betrachtung über die Unzerstörbarkeit des Stoffes („Grundlagen" Kap. 4 § 52 f.) entdeckt Spencer, daß es Prinzipien gibt, die selber in der Erfahrung nicht aufzeigbar sind, ohne die aber Erfahrung gar nicht möglich wäre. „Könnte nachgewiesen oder auch nur vernünftigerweise angenommen werden, daß Stoff, sei es als größere Masse, sei es als kleinste Einheit, jemals aufhörte zu existieren, so müßte entweder festgestellt werden, unter welchen Bedingungen derselbe zu existieren aufhörte, oder man müßte zugestehen, daß Wissenschaft und Philosophie unmöglich sind" (§ 52). „Es muß noch hinzugefügt werden, daß kein experimenteller Nachweis des Satzes der Unzerstörbarkeit des Stoffes möglich ist, ohne daß derselbe nicht schon stillschweigend vorausgesetzt würde; denn jeder derartige Nachweis stützt sich auf Wägungen, und jede Wägung beruht auf der Annahme, daß der das Gewicht bildende Stoff derselbe bleibt. Mit anderen Worten, der Beweis, daß die Menge eines gewissen, in bestimmter Weise behandelten Stoffes unverändert geblieben sei, geht von der Annahme aus, daß die Menge eines anderen in anderer Weise behandelten Stoffes unverändert geblieben sei." (§ 53). Spencer argumentiert also folgendermaßen: Ohne die Annahme von der „Unzerstörbarkeit des Stoffes" (d. i. von der Erhaltung der Materie) wäre Wissenschaft als solche, und damit auch Philosophie, die nach Spencer ja nur die letzte Verallgemeinerung der Wissenschaften ist, gar nicht möglich; folglich ist die Unzerstörbarkeit des Stoffes ein Postulat für die Möglichkeit der Wissenschaft. Hier kennt Spencer wenigstens der Sache nach die „empirisch bedingte Apriorität" Riehls.

Aber auch diesen schwachen Ansatz zu einer kritischen Betrachtung hat Spencer nicht zur bewußten Methode ausgebaut. Immerhin kommt er an dieser Stelle seiner „Synthetischen Philosophie" Riehl noch insofern am nächsten, als er begreift, daß die Erhaltungsgesetze der Naturwissenschaft bereits die Voraussetzungen wären für jedes

Experiment, das über ihre Eigenschaft als Prinzipien etwas aussagen wollte. Auch Spencer ahnt hier, was der scharfsinnige Wissenschaftserklärer Dingler in den Worten ausspricht: „Wer tiefer blickt, weiß, daß es Prinzipien gibt, die jeder Einzelwissenschaft vorangehen, und Zeiten, wie die unseren, müssen auch dem Nichtsehenwollenden offenbaren, daß es Fälle gibt, wo die experimentelle Wissenschaft eben versagt" („Zusammenbruch" S. 255).

Es ist vielleicht wichtig, einfügend zu erwähnen, daß Spencer, wie es bei ihm in allen Fragen geschieht, sich nicht ausschließlich an die naturwissenschaftliche Methode hält, wenn er von den Erhaltungsgesetzen handelt. Auch hier kommen dauernd metaphysische Einsprengsel vor, die sich aber für unsere Betrachtung zurückstellen lassen und die Ergebnisse unserer Untersuchung über Spencers Erkenntnistheorie nicht beeinträchtigen. Zu nennen wäre vor allem die ungehörige Vermengung des physikalischen Mayer-Joule'schen Gesetzes mit einer Aussage über die ewige Existenz Gottes oder einer absoluten Schöpfermacht. Spencer glaubt, in dieser Weise „Religion und Wissenschaft versöhnen"[29]) zu können, und hält sich zu der erwähnten Gleichsetzung für voll berechtigt, weil beide, die Erhaltung der Energie und die fortdauernde Existenz und Wirksamkeit Gottes, sich gemeinsam zusammenfassen ließen als „Fortdauer der Kraft" und somit identisch seien. Das ist natürlich Verbalismus schlimmster Art, der in der Literatur mit Recht verworfen wird.[30])

Weder Riehl noch Spencer begnügen sich indessen damit, die Erhaltungssätze, weil sie die — empirisch bedingte — Apriorität haben, wie ein Letztes, nicht weiter Erklärbares zu behandeln. Riehl gründet hier wie sonst die empirisch bedingte Apriorität auf die absolute. Auf folgende Weise!

Die Erhaltung der Energie, die Erhaltung der Materie, die Fortdauer der ungestörten Bewegung — das alles waren Grundsätze, deren Annahme für die Begreiflichkeit gewisser Naturerscheinungen notwendig ist, auf die, wie

29) Kritik dazu bei: Erminio Troilo: La Dottrina della Conoscenza di Herbert Spencer. Bologna 1904 S. 19 f.

30) z. B. von Paul Häberlin: Herbert Spencers Grundlagen der Philosophie. Leipzig 1908. S. 109 f.

auf ein Koordinatensystem, physikalische Vorgänge bezogen werden, die ohne ein solches Bezugssystem weder zu beschreiben, noch zu verstehen wären. Die Sätze über Bewegungserscheinungen werden z. B. aufgestellt unter Bezugnahme auf gradlinig gleichförmige Bewegung des ungestörten Massenpunktes, d. h. unter Bezugnahme auf das Trägheitsprinzip. Das Prinzip der Trägheit ist gegenüber den Bewegungserscheinungen von empirisch bedingter Apriorität. Wie aber ist diese empirisch bedingte Apriorität selber zu erklären? Das war Riehls Frage, und daß er sie stellte, kann nicht hoch genug veranschlagt werden. Es ist sehr auffällig, wie viele Denker schon bei der empirisch bedingten Apriorität Halt machen. Nehmen wir wieder Dingler, der zum Vergleich deshalb so instruktiv ist, weil auch sein Kampf um den Primat der Philosophie in der positiven Wissenschaft geht. Er läßt die Grundsätze mit empirisch bedingter Apriorität „rein aus dem Willen heraus und frei und unabhängig von jeder Empirie . . . errichtet" sein („Zusammenbruch" S. 197. 125 f. 182). Frei und unabhängig von jeder Empirie sind die Bedingungen a priori der Physik gewiß, aber ebenso gewiß nicht rein aus dem Willen heraus per definitionem aus Gründen zweckmäßiger Einfachstheit festgesetzt. Eine Erklärung der empirisch bedingten Apriorität ist die Berufung auf den definierenden Willen jedenfalls nicht. Ganz anders geht Riehl vor. Er gibt wirklich eine Erklärung für die empirisch bedingte Apriorität. In ihr ist nämlich immer das Moment der Stetigkeit, der Kontinuierlichkeit enthalten; ob man nun an den Begriff der Fortdauer denken mag, der in den Erhaltungsgesetzen eine Rolle spielt, oder an die Stetigkeit, durch die die Gleichförmigkeit der Bewegung und die Gerade ihrer Bahn definiert wird. Nun ist die Stetigkeit im ganzen physikalischen Geschehen nicht in der vollen Strenge ihres Begriffs zu entdecken, vielmehr wird dieses erst an ihrer wahrhaft unempirischen Idealstruktur gemessen. Das in der empirisch bedingten Apriorität enthaltene Stetigkeitsmoment kann also nicht selbst aus dem Empirischen stammen. Folglich muß es aus dem Denken herkommen. Wie aber hat man sich das vorzustellen? — Stetigkeit steckt auch in der Zeitvorstellung. Die Zeitvorstellung hat zwei Komponenten: 1.) die Vorstellung von Dauer, 2.) die Vor-

stellung von Sukzession. Beharrlichkeit und Folge (Dauer und Sukzession) gehen eine Synthese ein, aus der die Einheit des Zeitbewußtseins folgt. Wie ist die Synthese zur Einheit der Zeitvorstellung möglich? Wie ist „Synthese überhaupt" im Bewußtsein möglich? Es gibt eigentlich zwei synthetische Funktionen des Bewußtseins: Die Assoziation und die Apperzeption. Beide sind verschiedene Vorgänge. Die Assoziation ist psychologischer Art und scheidet deshalb für die kritische Erkenntnislehre aus. Die Apperzeption ist die Funktion logischen Ordnens. „Die Assoziation ist der Grund des Vorstellungsverlaufes, die Apperzeption der Grund seiner Ordnung. Assoziativ werden die Eindrücke in der Zufälligkeit, mit der sie gegeben werden, verknüpft, apperzeptiv dagegen unter dem Gesichtspunkt ihrer inhaltlichen Verwandtschaft, ihrer Zusammengehörigkeit und Einstimmigkeit verbunden" (Krit. 2; 152). — Da nun bei den beiden Komponenten der Zeitvorstellung die zweite, die Folge, nicht ohne Beziehung auf ein Beharrliches verständlich ist, da also die Dauer Bedingung a priori für die Erkenntnis der Folge ist, da ferner die Apperzeption logisch (die Assoziation psychologisch) verknüpft, so folgt daraus, daß nur die Apperzeptionsfunktion des Bewußtseins die Erklärung dafür abgeben kann, wie die Synthesis der beiden getrennten Komponenten der Zeitvorstellung möglich ist. Das heißt mit anderen Worten: Aus der Einheit der Apperzeption folgt die Einheit der Zeitvorstellung. Riehl leitet also aus der Einheit der Apperzeption die Zeitvorstellung ab; aus deren Beharrlichkeits-Komponente alle Stetigkeitsmomente und Erhaltungsprinzipien. Er gründet damit die empirisch bedingte Apriorität, die immer das Moment der Stetigkeit enthält, logisch auf die Einheit der Apperzeption. Wir sagten oben, Riehl gründe die empirisch bedingte Apriorität auf die absolute. Es ist demnach noch zu zeigen, daß die Einheit der Apperzeption eine Bedingung absolut a priori der Erkenntnis ist. Dieser Nachweis muß geführt werden mit Bezugnahme auf den Begriff der Erfahrung. — Die Einheit der Apperzeption ist die Funktion logischer Zuordnung des denkenden und wahrnehmenden Bewußtseins. Erkenntnis gibt es nur für ein denkendes und wahrnehmendes Bewußtsein. Die logische Einordnung logischer Erfahrungen ist dem denkenden und wahrnehmen-

den Bewußtsein durch seine Einheit der Apperzeption verbürgt: Solche logische Zuordnung aber ist eine Möglichkeitsbedingung aller Erkenntnis. Mithin ist die Einheit der Apperzeption eine Bedingung absolut a priori für die Erkenntnis. Erst die Einheit der Apperzeption ist nicht weiter erklärbar, d. h. ableitbar. Sie erklären zu wollen, hieße, das denkende und wahrnehmende Bewußtsein selber ableiten zu wollen. Das aber ist grundsätzlich nicht möglich; denn jede weitere Erklärung könnte nicht mehr kritisch, d. h. aus dem Verhältnis des Denkens zur Erfahrung überhaupt gefolgert sein, da mit der kritischen Methode bereits die Einheit der Apperzeption als oberste Grenze erreicht war. Jede weitere Erklärung müßte also empirisch sein. Abgesehen davon, daß eine solche nicht in die kritische Erkenntnislehre hineingehört, wäre sie auch nicht einmal möglich. „Alle Bedingung der Erfahrung kann das denkende Bewußtsein ... nicht selbst empirisch bedingt sein" (Krit. 2; 14). Was immer für Vorgänge oder Tatsachen wir zu seiner Erklärung heranziehen mögen: Diese Vorgänge selbst sind uns nur wieder als Bewußtseinserscheinungen, als Erfahrung für das Bewußtsein, gegeben. Man kann aber nicht das Bewußtsein aus Bewußtseinserscheinungen ableiten wollen. „ Der Ableitung des Lebens aus den allgemeinen Gesetzen auch der unbelebten Natur steht ein grundsätzliches Hindernis nicht im Wege, wohl aber der Ableitung des Bewußtseins als solchen. Denn was immer für Vorgänge wir als seine Ursachen betrachten mögen, die Erscheinungen dieser Vorgänge fallen notwendig in seine Synthese hinein" (Krit. 2; 15).

Ganz anders Spencer! — Die Erhaltungssätze leitet er aus dem Fortbestehen der Kraft ab. — Wir sehen davon ab, daß er, in echt Spencerscher Verwirrung, Fortbestehen der Kraft gelegentlich mit Fortbestehen der Ursächlichkeit verwechselt und was dergl. Unstimmigkeiten mehr sind, die Häberlin schon nachweist. Dann läßt sich sagen: Fortbestehen der Kraft denkt sich Spencer als ununterbrochene Wirkungstätigkeit des Dinges an sich, die eine dauernde, in sich zusammenhängende Erscheinungswirklichkeit (mit der es die Wissenschaft zu tun hat) erzeugt. Die Kontinuität der phänomenalen Welt ist zu verstehen aus der Kontinuierlichkeit der Wirkungen des Absoluten (das als

fortbestehende Kraft gedeutet wird). Stetigkeit und Dauer in der Erscheinungswirklichkeit werden auf das Fortbestehen der Kraft gegründet, aus dem auch die einzelnen Erhaltungssätze fließen. Das Fortbestehen der Kraft ist für Spencer das Gesetz kat exochen (deshalb muß er es mit der Entwicklungsformel verknüpfen, der es sonst konkurrieren würde). Vielleicht war er selber der Meinung, daß es zu den besonderen Erhaltungssätzen im selben Verhältnis stehe, wie ein naturwissenschaftlich allgemeineres Gesetz zu den spezielleren, zu seinen Grenzfällen. Das aber ist nicht der Fall.

Diese Deduktion der Erhaltungssätze aus dem Fortbestehen der Kraft nimmt auf das erkennende Bewußtsein keine Rücksicht; insofern arbeitet sie wie die positive Wissenschaft: nur an das Objekt des Erkennens denkend. Doch Spencer versucht noch eine erkenntnistheoretisch sein sollende Abteilung „Aus dem Wesen unseres Bewußtseins". Sein bis zum Ueberdruß wiederholtes Argument ist dabei folgendes: Wir können uns Materie, Energie, Bewegung usw., wie sie uns in der Erscheinungswirklichkeit entgegentreten, aus einer Notwendigkeit unseres Denkens heraus gar nicht anders denn als fortdauernd denken. Verstehen zu können, daß Erhaltung nicht bestünde, daß es Vernichtung gäbe, wäre gleichbedeutend damit, daß wir uns das Nichts plastisch vorstellen könnten. So heißt es im § 57 der „Grundlagen" über die Fortdauer der Bewegung: „um uns die Bewegung . . . vernichtet vorzustellen, um uns zu denken, wie . . . etwas zu Nichts wird, müßten wir im Bewußtsein eine Beziehung herstellen können zwischen zwei Größen, deren eine nicht im Bewußtsein vorhanden ist". Wir können uns weder ein Entstehen noch ein Vergehen vorstellen. Die Unvorstellbarkeit des Nichts soll die Erhaltungssätze denknotwendig machen; und das hätte Spencer zum Versuch der Aufstellung eines Erhaltungsprinzips führen sollen. Aber diesen Schritt tut er nicht. Spencer verlangt, man müsse, um Vernichtung zu begreifen, ein vorgestelltes Etwas mit einem vorgestellten Nichts im Bewußtsein verbinden können; das ginge aber nicht, weil die anschauliche Nachbildung vom Nichts nicht möglich ist. Daß dieser Spencersche „verklärte Realismus" zur Lösung prinzipieller erkenntnistheoretischer Fragen nicht taugt und logische

Begründungen nicht geben kann, bedarf keines weiteren Wortes.

Wie sehr Spencers „verklärter Realismus" von vornherein jeder rein logischen Untersuchung hinderlich ist, möge man aus dem Beispiel der illegalen symbolischen Vorstellungen ersehen („Grundlagen" § 9 f.): An einen Felsen denken, heißt bei Spencer sich dessen einzelne Teile anschaulich zu vergegenwärtigen. Das gelingt noch bei allen Teilen gleichzeitig, oder doch in sehr schneller Folge. Dasselbe mit der Erde zu tun, ist schon viel schwerer; „uns die Antipoden an jener entfernten Stelle des Raumes zu denken, die sie in Wirklichkeit einnehmen", liegt bereits außer unserer Macht. — „Und doch drücken wir uns gewöhnlich so aus, als hätten wir eine Vorstellung von der Erde, als könnten wir an dieselbe denken in gleicher Weise, wie wir an kleinere Gegenstände denken". — „Ein großer Teil unserer Vorstellungen, besonders alle jene von großer Allgemeinheit, ist von dieser Art. Große Räume, große Zeiten, große Zahlen werden in keinem Falle wirklich vorgestellt, sondern sämtlich mehr oder weniger symbolisch; und ebenso verhalten sich auch alle jene Klassen von Dingen, von denen wir etwas Gemeinsames aussagen". — Infolge der menschlichen Unfähigkeit wird, wenn man an Dinge mit zu zahlreichen Einzelheiten oder Klassen von Dingen denken soll, ein Teil der Attribute weggelassen. Der exacte Artbegriff z. B. wäre nach Spencer gleich einer vollzähligen bildhaften Wiedergabe aller durch ihn zusammengefaßten Existenzen; eine solche ist nicht möglich; deshalb fallen einzelne Merkmale weg. Man sieht, daß Spencers Abstraktionsmethode eine ihrer Wurzeln in seinem Realismus hat. Verwechselt man aber Klassifikation und Begriffsbildung mit lückenhafter anschaulicher Nachbildung, so kann man kaum je zu irgendwelchen logischen Begründungen gelangen. — Durch Heinrich Maier weiß man heute, daß es nicht nur eine begriffliche, sondern auch eine anschauliche Abstraktion gibt. Man könnte vielleicht glauben, Spencer hätte an sie gedacht. Aber die anschauliche Abstraktion ist etwas ganz anderes, als eine durch psychologische Unfähigkeit entstandene unvollständige Skizze. Mit rein psychologischen Methoden ist sie überhaupt nicht zu erklären, ebenso wenig wie die begriffliche Abstraktion. Auch zur Entdeckung der

Typenvorstellung konnte Spencer durch seinen „verklärten Realismus" nicht geführt werden; schon deshalb nicht, weil er nicht einmal untersucht, nach welchem Gesetz oder nach welcher Regel die Attribute weggelassen oder wiedergegeben würden. Spencer beruft sich nur ganz allgemein auf die menschliche Beschränktheit. — Psychologisches Unvermögen ist überhaupt keine Erklärung der Klassifikation und Begriffsbildung, ebenso wenig wie der anschaulichen Abstraktion und Typenvorstellung. Der positivistische Psychologismus Spencers und die kritische Methode Riehls treten deutlich auseinander.

Der Unterschied wird noch auffälliger, wenn wir Ableitung und Geltungsbegründung der Kategorien und Anschauungsformen bei beiden untersuchen.

Spencer glaubt die Geltungsfrage erst dann beantworten zu können, wenn er die psychologische Entstehung aufgezeigt hat.

Aus der zeitlich vorangegangenen Erfahrung von Widerstand und der späteren Abstraktion von der empfundenen Festigkeit wird die Raumanschauung abgeleitet (Psych. II § 342). Sie hat sich, wie alle Anschauungsformen und Kategorien, nicht erst im individuellen Leben, sondern stammesgeschichtlich entwickelt. So müssen wir denn nach Spencer die Kategorien und Anschauungsformen „betrachten als a p r i o r i s c h für das Individuum, aber als a p o s t e r i o r i s c h für die ganze Reihe von Individuen, in der jenes nur das letzte Glied bildet". (Psych. 2 § 332, S. 193) — Spencer kennt also tatsächlich den Begriff des Apriori: ohne Kategorien und Anschauungsformen gibt es keine Erfahrung; für die jetzt lebenden Einzelwesen sind die Anschauungsformen und die Kategorien die Bedingung der Möglichkeit der Erkenntnis. Die Wirklichkeitsgeltung aber kommt ihnen nach Spencer allein infolge ihrer phylogenetischen Entwicklung zu. Die Geltungsbegründung von Spencers Apriori ist evolutionistisch.

Aehnlich wie die Raumvorstellung entsteht die Zeitvorstellung aus der Reihenfolge verschiedenartiger Empfindungen unter allmählicher Abstraktion vom empfundenen Inhalt (Psych. II § 337). Vermuteten Einwänden der Kantianer versucht Spencer zu begegnen: „Die Verteidiger der Kantschen Hypothese werden wahrscheinlich hiergegen bemerken, daß ja das Bewußtsein von der Zeit zu-

gleich mit der ersten überhaupt erfahrenen Folge gegeben sein müsse, welche auf gar keine andere Weise als Folge erkannt werden könnte. Darauf entgegne ich, daß sie auch gar nicht im ersten Anfang schon als Folge erkannt wird und daß das volle Bewußtsein von derselben als von einer Folge und von der Zeit als von ihrer Form erst durch Ansammlung solcher übereinstimmender Erfahrungen zur Entwicklung kommt". (Psych. II § 338 S. 210 f.) Diese Stelle zeigt schlagend, wie Spencer Kants kritische Methode immer wieder mißversteht: Wo Kant und die Kritizisten das logisch Frühere meinen, versteht Spencer, sie sprächen vom psychologisch Früheren. Daß die Zeitvorstellung das psychologisch Spätere sei, gegenüber der Folge, würden die Kritizisten nicht einmal bestreiten: sie heben ausdrücklich hervor, daß die Begriffe und Vorstellungen, die als ursprünglich im logischen Sinn erkannt werden, psychologisch genommen spät entstanden sein können. Also ist die psychologisch späte Entstehung der Zeitvorstellung, die Spencer gegen die Kantische Lehre geltend macht, überhaupt kein stichhaltiger Einwand: sie verfehlt bereits das Problem.

Spencers Zeitvorstellung kennt wie diejenige Humes nur das Moment der Folge, nicht die Riehl'sche Synthese von Dauer und Folge auf Grund der Einheit der Apperzeption. Damit bleiben beide, Hume und Spencer, bei der reinen Erfahrung stehen. —

Auch die apperzipierenden Vorstellungen von Gleichheit und Ungleichheit, die bei Spencer zu der Grundform des Denkens und Anschauens werden, haben sich aus Impressionen entwickelt (Psych. II. S. 212). Die Beziehungen der Gleichheit und Ungleichheit (§ 371 S. 281) liegen „nicht allein allen früher behandelten Beziehungen, sondern überhaupt jeglichem Denkprozeß zu Grunde". — „Von den verwickeltesten und abstraktesten Schlüssen an bis herab zu den allereinfachsten Anschauungen gründet sich jegliches Verständnis auf die Feststellung von Beziehungen der Gleichheit und Ungleichheit". Von den beiden Komponenten dieser Urkategorie, die sich aus Impressionen entwickelt hat, ist die Ungleichheit die wesentlichere und ursprünglichere (S. 286). Denn: Durch die Beziehung der Ungleichheit werden Veränderungen im Bewußtsein erkannt; diese aber sind gleich der Folge verschiedener Empfindungen. — Dadurch, daß Spencer der

Beziehung der Ungleichheit den Vorrang sichert und sie zu der Grundform des Erkennens macht, zeigt er, welchen erkenntnistheorethischen Wert er der Empfindung beimißt. Wechselnde Empfindungen waren es, durch welche die Beziehung der Ungleichheit entwickelt wurde, und wechselnde Empfindungen sind es auch später, durch welche die Kategorie der Ungleichheit in Tätigkeit gesetzt wird. Die Empfindung ist das Grundelement der Spencerschen Erkenntnistheorie: eine logische Größe neben ihr gibt es nicht. Die einseitige Ueberschätzung der Empfindung kennzeichnet den Positivisten. Auch die Charakterisierung der Empfindung selbst ist typisch positivistisch: sie ist „ein unzerlegbarer Bewußtseinszustand". (Psych. II § 354 S. 252.) Sie ist wie bei Hume ganz unproblematisch, ein Einfaches, Gegebenes. Alle Empfindungen lassen sich auf die Widerstandsempfindungen zurückführen. Damit genügt Spencer sowohl seiner mythischen Krafttheorie, als auch den Tatsachen der Biologie, nach der die Sinnesorgane sich aus dem Sensorium des Hautblattes entwickelt haben. „Alle unsere grundlegenden Vorstellungen" entspringen aus der Erfahrung von Widerstand (§ 348 S. 236. § 347). Die Widerstandsempfindung ist einfach und unzerlegbar; aus ihr haben sich alle Kategorien und Anschauungsformen, alle wissenschaftlichen Grundbegriffe entwickelt. Das aber ist ein typisch positivistischer Gedanke. — Die Empfindungen sind Einwirkungen des Dinges an sich auf das Bewußtsein. Auf diese Entstehung durch die absolute Realität gründet Spencer die Geltung der Kategorien und Anschauungsformen. Mit demselben Recht hätte er auf Grund seiner Abstraktionstheorie, nach der die Eindrücke nur in unzulänglicher Auswahl aufgenommen sein können, die Ungültigkeit der also recht mangelhaft angelegten Kategorien und Apprehensionsformen behaupten können.

Als Wahrheitskriterium sieht Spencer die „Unvorstellbarkeit der Negation" an. Selbstverständlich schillert dieser Ausdruck bei ihm: einmal bezeichnet er damit die Unfähigkeit, eine Sinneswahrnehmung durch bloßes Denken überwinden zu können (Psych. II. S. 422), ein andermal die Tatsache, daß der Satz des Widerspruchs gilt (S. 437 f.), oder auch die „Evidenz" geometrischer Axiome (S. 432). Der Kriterienwert der Unvorstellbarkeit der

Negation scheint Spencer dadurch gesichert, daß sie „aus der Unmöglichkeit entspringt, die Vorgänge in den entsprechenden Nervengebilden umzukehren", und sie ist „tatsächlich gleichwertig der unendlichen Zahl von Erfahrungen, welche die Entwickelung dieser Gebilde bewirkt haben". („Dieser Gebilde" = Kategorien und Anschauungsformen). Spencer spricht es geradezu aus: „Die psychologische Notwendigkeit" der Unvorstellbarkeit irgendeiner beliebigen Negation ist zugleich „eine ausreichende logische Rechtfertigung" (S. 418). Die Geltungsfrage löst Spencer biologisch. Aehnlich ist auch bei Mach „die wissenschaftliche Entwicklung, die logische eingeschlossen", ein „biologischer Prozeß",[31]) und auch bei Petzoldt ist das „Gestaltenbegriffssystem" „biologisch bedingt zu denken".[32]) Die rezeptive Erfahrung mit biologischer Begründung ist ein Charakteristikum des Positivismus bis in die Gegenwart.

Interessant ist zu sehen, daß auch Riehl zu Beginn seiner wissenschaftlichen Tätigkeit sich nicht so weit vom Positivismus entfernte. In den „Realistischen Grundzügen" kommt er trotz der unverkennbaren Herbart'schen Einflüsse Spencer ziemlich nahe. Auch Spencer ging wie Riehl, der es allerdings von Herbart hat, von den Widersprüchen in den Grundbegriffen der Erfahrung aus. Und wie Spencer läßt Riehl hier die Empfindungen den ersten Ansatz des zeitlichen Vorstellens sein. Zeit ist die Vorstellung einer Reihe des Nacheinander und Voreinander der Zustände des Subjekts. Die Stetigkeit in Raum und Zeit stammt nicht, wie im Kritizismus, aus der Einheit der Apperzeption, sondern aus der „Dauer". Im Kritizismus ist Dauer eine Komponente der Zeitvorstellung und damit durch die Einheit der Apperzeption bedingt; in den „Realistischen Grundzügen" jedoch ist wie bei Spencer Dauer als solche ein Prädikat des Seienden selbst. Die Dinge an sich sind dauernd, die Zeit selbst ist nur eine Abänderung ihrer Beziehungen untereinander. Aber weil sie das ist, hat auch sie Teil an der Dauer. Daher stammt ihre Kontinuierlich-

31) Ernst Mach: Die Analyse der Empfindungen. 6. Aufl. Jena 1911. S. 297.

32) Josef Petzoldt: Die Stellung der Relativitätstheorie in der geistigen Entwicklung der Menschheit. Dresden 1921. S. 82.

keit. Gewiß läßt auch der Kritizismus in der Realität an sich der Einheit des Bewußtseins und der Dauer etwas entsprechen. Aber die „Realistischen Grundzüge" verlegen den Schwerpunkt völlig auf die objektive Seite und behaupten ganz unkritisch, daß Dauer als solche dem Dinge an sich zukomme, nicht nur, daß es im Realen einen Grund für die „Dauer", wie wir sie vorstellen, gäbe. - Das Denken selbst ist ein natürlicher Prozeß und wird „zum Abbild des natürlichen Geschehens." Aufgabe der Philosophie ist es, „das Reale, von dem die übrigen Wissenschaften zerstreute Glieder sammeln, denkend zu erfassen." Philosophie und Wissenschaft liegen noch in einer Geraden.- Die kritische Wendung ist noch nicht vollzogen.

Wir haben nunmehr die Kategorienlehre des philosophischen Kritizismus zu betrachen; denn bis jetzt hatten wir für Riehl nur die Abteilung der naturwissenschaftlichen Erhaltungssätze untersucht und gefunden, daß sie aus der Einheit der Apperzeption des numerisch sich identisch wissenden Bewußtseins erklärt werden. Die Apperzeption war die nicht weiter begründbare (2; 151) Funktion logischer Verknüpfung zur Einheit des Bewußtseins. Ihrer logischen Bedeutung nach sind nun aber Urteile — und nur in Urteilen vollzieht sich das Erkennen — Gleichungen zwischen Begriffen (2;263). Für unser Erkennen ist deshalb „die Auffindung des Gleichen im Verschiedenen, die Verbindung der Urteile durch partielle Ersetzungen des Gleichen" von höchster Wichtigkeit (2;265). Erkennen heißt, das Veränderliche auf Unveränderliches, (2;17) Identisches, sich selbst Gleiches zurückführen. Das Prinzip der Identität regiert das Erkennen. Den Maßstab für das Identische als solches findet das apperzipierende Bewußtsein darin, daß es sich selbst numerisch identisch und gleich weiß. (2;99). Aus dem Prinzip der Identität leitet Riehl die Kategorien ab. Eine Mehrheit grundsätzlich geschiedener Kategorien, wie Kant sie lehrte, gibt es demnach nicht.— Weil aber unser Erkennen vom Identitätsprinzip geleitet wird, suchen wir nur für dasjenige nach einer Erklärung, was diesem scheinbar widerspricht, was noch neu, unbekannt, ungewohnt ist und noch nicht identifiziert wurde. Es gibt ein Postulat der Begründung der Veränderung (2; 279). Schon aus diesem Grunde kann man nicht, wie Hume, die Kausali-

tät aus der Gewohnheit ableiten wollen. Kausalität ist vielmehr Apperzeption der Veränderung. Auch die Kategorie der Zahl ist logisch zu verstehen aus dem Identitätsprinzip; denn die Zahl ist die wiederholte Setzung der gleichen Einheit. Die Kontinuität von Raum und Zeit stammt gleichfalls aus der Einheit des Bewußtseins.

Zwischen der Kategorienlehre Riehls und Spencers besteht, was die Ableitung— noch nicht die Geltungsbegründung! — der Denk-und Anschauungsformen betrifft, eine gewisse Uebereinstimmung insofern, als beide Denker ein verwandtes Grundprinzip des Erkennens annehmen. Bei Riehl ist es das Prinzip der Identität, bei Spencer die Beziehung der Gleichheit und Ungleichheit. Auch Spencer nahm ja „einen gewissen fundamentalen Denkprozeß" an („Grundlagen" § 42); dieser bestand darin, daß das Bewußtsein, das für uns die letzte Instanz ist, „Gleichheiten" und „Ungleichheiten" anerkennt. („Grundlagen" § 41.) „Erkennen" ist „Zusammenordnen des Gleichen und Trennen des Ungleichen". („Grundlagen" § 42.) Eine gewisse Parallele zu Riehl ist unverkennbar (wenngleich der stets zur Verdinglichung geneigte Spencer „nicht bloß die Gültigkeit eines Erkenntnisaktes" haben will, sondern darüber hinaus noch „ein Stück Erkenntnis", was uns hier aber nicht zu interessieren braucht). Bezeichnenderweise läßt aber Riehl die — empirische — Veränderung, das Verschiedene, Ungleiche, Mannigfaltige mit Hilfe des Postulats der Begründung durch Identität logisch assimiliert werden; indem es auf Identisches, Größengleiches zurückgeführt wird. Die logische Komponente, die Gleichheit, hat den Vorrang vor der empirischen, vor der Ungleichheit. Umgekehrt läßt Spencer innerhalb der Beziehung der Gleichheit und Ungleichheit die Gleichheit zu einem Grenzfall der Ungleichheit werden. Diese letztere ist sozusagen die Urkategorie. Sie ist aber nur ein anderer Ausdruck für die Folge, für das Nacheinander der wechselnden Bewußtseinszustände, die durch Impressionen hervorgerufen werden (Psych. 2 § 374 S. 287). Damit wird für Spencer die Folge der Eindrücke auf das Bewußtsein zur obersten Bedingung der Erfahrung, während es für Riehl die identische Einheit des apperzipierenden Bewußtseins ist. Schöner können sich der Positivist und der Kritizist, — derjenige, der aus der

Erfahrung erklärt, und derjenige, der die Erfahrung erklärt — gar nicht von einander abheben. Es ist um so eindrucksvoller, als beide vom Bewußtsein ausgehen, und beide der „Gleichheit" einen Primat gegenüber anderen Erkenntnisbegriffen oder -Prinzipien einräumen. Zunächst allerdings nur! Denn Spencer deutet die Beziehung der Gleichheit sofort als Sonderfall der Beziehung der Ungleichheit und biegt damit in die Bahn des Positivismus ein.

Spencer gründete die Geltung der Denk- und Anschauungsformen auf ihr phylogenetisches Entstandensein aus Eindrücken, die das Absolute bewirkte. Sehen wir zu, weshalb Riehl den Kategorien Wirklichkeitsgeltung zuschreibt!

Die Vertreter der um 1880 neu entdeckten „wissenschaftlichen Philosophie" (vergl. die Vierteljahrsschrift von Avenarius!) hatten gefordert, daß die objektive Gültigkeit jeder wissenschaftlichen Aussage, auch der philosophischen, durch den Nachweis eines Zusammenhanges mit der Empfindung zu verifizieren sei. Dieser Forderung hatte sich Riehl angeschlossen. Er bemerkte aber, daß die Prinzipien der Erfahrung nicht in der sinnlichen Erfahrung aufzeigbar waren und es auch gar nicht sein konnten — so mußte er ihre Wirklichkeitsgeltung auf die Apriorität gründen. Er baut diese Geltungsbegründung aber noch weiter aus durch seine Lehre von den Kategorien als Grenzbegriffen (2; 24). Die Begriffe a priori sind „als die Grenzen des Bewußtseins an die den Erscheinungen zum Grunde liegende Wirklichkeit zu betrachten. Für diesen Grenzfall allein haben jene Begriffe strenge Gültigkeit" (2; 24). Gewöhnlich sind subjektive und objektive Beschaffenheit in unserer Erkenntnis in einer gewissen Breite vermischt, sodaß weder die eine, noch die andere Seite „eigentlich abgebildet" wird. Das gilt aber nicht für die formalen Erkenntnisbegriffe. „Wir behaupten demnach die Kongruenz der kategorialen Formen der Erscheinungen mit den einfachen Verhältnissen der Dinge selbst; mit andern Worten: Wir behaupten die Erkennbarkeit der Grenzverhältnisse zwischen den Dingen und ihren Phänomenen für unser Bewußtsein" (2; 26). — Das Entscheidende ist: Während die Geltungsbegründung mit Hilfe der Apriorität nur Bezug auf die Erfahrungswirk-

lichkeit, auf die phänomenale Welt nimmt, versucht Riehl darüber hinaus diese Geltungsbegründung zu verstärken durch einen Hinweis, der allein auf dem Boden seines Realismus der Dinge an sich möglich ist. Auf die Apriorität hätte auch ein erkenntnistheoretischer Idealist die Geltung der Kategorien gründen können. Die Theorie der Grenzbegriffe aber konnte nur ein erkenntnistheoretischer Realist zur Sicherung der kategorialen Wirklichkeitsgeltung aufstellen. Wie Spencer versucht also Riehl, von der Welt der Dinge an sich her, nicht nur von der Erscheinungswirklichkeit aus, die Geltung der Erfahrungskategorien zu begründen. Deshalb scheint uns an diesem Punkt sein erkenntnistheoretischer Realismus in einen Abbildrealismus umzuschlagen, wie das leicht geschieht, wenn man von dem Ding an sich ausgeht. Es ist auch mehr als Zufall, wenn Riehl selber 2; 24 das Wort: abbilden braucht. Die Voraussetzungen, die Riehls Theorie der Grenzbegriffe macht, sind folgende: 1). Es gibt „Dinge an sich", in deren Definition die Beziehung auf ein Vorstellen und Denken nicht eingeht. 2). Die Realität an sich wird durch die Empfindung bezeugt. 3). Es ist möglich, auch die Begriffe a priori mit der „Empfindung" zu verbinden. — In der Theorie der Grenzbegriffe versucht Riehl, das, was er vom Positivismus gelernt hat, mit der durch Kant erfahrenen kritischen Schulung synthetisch zu vereinigen.

Die Begriffe a priori werden auf folgende Weise mit der Empfindung verknüpft: Die Kategorien haben nicht nur eine logisch formale, sondern immer auch eine empirische Seite. Die Vorstellung des Raumes z. B. hat die Kontinuität, Homogenität und Unendlichkeit als begriffliche Momente, die aus der Einheit des Bewußtseins zu erklären sind. Außer diesen formalen Elementen enthält die Raumvorstellung als inhaltliches Moment die Koexistenz, das Zugleichsein der empfundenen Gegenstände im Raum. Die Koexistenz ist also aus der bestimmten Mannigfaltigkeit der Empfindungen abstrahiert (2; 95). Sie stammt nicht aus der Form des identischen, apperzipierenden Bewußtseins, sondern aus seinem empirischen Inhalt. Deshalb aber hat Koexistenz reale Bedeutung. Geht sie doch auf Empfindungen zurück, und Empfindungen sichern immer den Zusammenhang mit der Reali-

tät an sich. Durch die Koexistenz wird der Raumvorstellung Gültigkeit für diese absolute Realität an sich zugeschrieben, nicht nur für die Erscheinungswirklichkeit! Was für die Raumvorstellung die Koexistenz ist, ist für die Zeitvorstellung die Sukzession. Auch die Zeitvorstellung hat reale Bedeutung; ihr entspricht etwas in den Dingen an sich. Das beweist die von empfundener Mannigfaltigkeit abstrahierte Sukzession. Auch die Kategorie der Zahl hat eine formale und eine empirische Seite. Zahl ist wiederholte Setzung des gleichen Unterschieds. Das Moment des Unterschieds, das Diskrete, stammt wieder von den unterscheidbaren, diskreten Empfindungen ab, das Gleichheitselement aus der Einheit des Bewußtseins. So hat auch die Kategorie der Zahl reale Bedeutung, weil an der Bildung ihrer Vorstellung die Empfindung beteiligt war. Das heißt nun nicht, daß die Zahlen, die wir auf Anlaß des Transzendenten bilden, sozusagen die Dinge an sich wirklich zählen. So ist die adäquate Entsprechung, die Riehl von den formalen Erkenntnisbegriffen behauptet, nicht gemeint! Das kann schon darum nicht sein, weil wir nicht für alles Reale — z. B. für die Elektrizität — eine Empfindung mit eigener Quantität haben. Nicht alles Reale vermittelt Empfindungen; aber immer da, wo Empfindungen vorhanden sind, ist ein Reales erfaßt. Es soll nur so viel gesagt sein, daß die empfundene Mannigfältigkeit den Anlaß zur Bildung und Vorstellung der bestimmten, besonderen Zahl gegeben hat. Die Koexistenz ist der Grenzbegriff der Raumanschauung, und „im Grenzfall" verstanden gültig für die Objekte an sich. — „Im Zeitpunkte hat jeder bewegte Massenpunkt die Tendenz der gleichförmigen, geradlinigen Bewegung; das Gesetz dieser Bewegung ist mithin im Grenzfalle streng gültig, und jede beliebige Bahnform befindet sich bei unbeschränkter Verkleinerung ihrer Teile in unbeschränkter Annäherung an diese Grenze" (2; 25). In ähnlichem Sinne sollen die formalen Erkenntnisbegriffe „im Grenzfall" gültig sein.

Der Begriff der Koexistenz war der Grenzbegriff der Raumanschauung; für die Stetigkeit der Zeit ist die Zahl der Grenzbegriff. Alle Grenzbegriffe sind die objektiven Korrelate zu den vollen Begriffen, zu denen sie gehören, und deren reale Geltung sie sichern.

Nach Riehls Meinung kommt allen Begriffen a priori Verbindlichkeit für die Dinge an sich zu, weil sie Grenzbegriffe sind. Ein Grenzbegriff muß aus empfundener Mannigfaltigkeit abstrahiert sein und doch zugleich eine logische Beziehung zu einem formalen Erkenntnisbegriff haben, der wiederum seinerseits durch ihn, den von Empfindungen abstrahierten Grenzbegriff, selber zum Grenzbegriff wird. An sich ist z. B. Koexistenz der Grenzbegriff zur Raumvorstellung; die Raumvorstellung selber aber wird dadurch ihrerseits zum Grenzbegriff. Daher nennt Riehl die Begriffe a priori kurzweg selber Grenzbegriffe; obwohl, im strengen Sinne, sie nur ihrerseits durch einen Begriff begrenzt werden, der die Verhältnisse der Dinge, und nicht der Phänomene, adäquat erfaßt. — Auch für das denkende Bewußtsein selber begnügt sich Riehl nicht mit der Apriorität, sondern will es ebenfalls als Grenzbegriff behandelt wissen (2; 25 f). Er will damit erreichen, behaupten zu dürfen, daß die von ihm vorausgesetzte absolute Wirklichkeit in der Einheit des Bewußtseins adäquat erfaßt wird, daß des Bewußtseins Einheit Geltung für die Realität an sich hat, daß der Einheit des Bewußtseins eine Einheit der Welt entspricht (2; 25 f). Will Riehl aber die Einheit des Bewußtseins als Grenzbegriff nachweisen, so muß er zunächst eine Beziehung auf die Empfindung finden. Das ist nun für ihn nicht so schwer.

Das mit sich identische, apperzipierende Bewußtsein, das die oberste Bedingung der Möglichkeit aller Erfahrung ist, dasjenige Bewußtsein, dem die Erfahrung überhaupt als Korrelat entspricht, kurz also: Das erkenntnistheoretische Bewußtsein ist bei ihm von vornherein das denkende und sinnliche Bewußtsein, womit er selbstverständlich recht hat. „Wir haben das Bewußtsein als solches, das Bewußtsein seiner Form nach, keineswegs nur als den Träger der reinen Erfahrung, sondern der Erfahrung überhaupt zu erfassen. Erfahrung ist ihrer Materie nach der Inbegriff von Erscheinungen der Dinge für ein sinnliches und denkendes Bewußtsein, das Bewußtsein mithin das Korrelat der Erfahrung" (2; 14. — Sperrung von mir). Auch die Empfindung ist eine Bedingung der Möglichkeit der Erfahrung.

Die Empfindung gliedert Riehl folgendermaßen in das erkenntnistheoretische Bewußtsein ein: Das erkenntnis-

theoretische Bewußtsein ist bestimmt durch die Einheit der Apperzeption. Ihr unterstehen aber auch die Empfindungen; denn sie werden nicht nur perzipiert, sondern immer auch apperzipiert. Die Apperzeptionsfunktion des Bewußtseins ist „auf allen Stufen ihrer Betätigung und bei aller Ungleichartigkeit des Inhalts, worauf sie sich richtet" gleichartig. Ihr untersteht auch der empfundene Inhalt. „Der Akt des Empfindens ist selbst ein Akt des Urteilens". „Der Empfindungsvorgang, nach seiner aktiven Seite betrachtet, ist selbst das ursprüngliche oder primäre Urteil" (2; 54). Und 2; 55: „Im Bewußtsein einer Empfindung liegt jederzeit . . . mehr als ein bloßes Haben oder Empfangenhaben eines Sinnesinhaltes, nämlich die Anerkennung der Realität des Inhalts durch den Akt des Empfindens. Dieser Akt geht als das einfachste, ursprünglichste Urteil allen weiteren Urteilen durch Reflektion voran; er ist das die Empfindung als solche setzende Urteil, das mit ihrem Bewußtsein zusammenfällt" (2; 55 f. — Von mir gesperrt). Man kann sagen, für Riehl hat die Empfindung erkenntnistheoretische Bedeutung, weil und sofern sie bereits Wahrnehmung ist. Riehls Empfindung ist nicht die rezeptive Impression Spencers und Humes und der Positivisten, sondern beruht auf der Aktivität des apperzipierenden (und nicht assoziierenden!) Bewußtseins. Die Empfindung steht also nicht im Widerspruch zu der Einheit der Apperzeption und ist kein inselhaft eingesprengter Fremdkörper in einem erkenntnistheoretischen Bewußtsein. Der Zusammenhang mit der Empfindung, der nötig ist, um einen Begriff zum Grenzbegriff mit Geltung für die Realität an sich zu machen, ist also auch für die Einheit des apperzipierenden Bewußtseins gesichert. — Allerdings nennt Riehl für das apperzipierende Bewußtsein keinen angrenzenden Begriff, wie es z. B. für die Raumvorstellung die Koexistenz war. Insofern führt er die Grenzbegrifftheorie für die Einheit des apperzipierenden Bewußtseins nicht streng durch. Vielleicht läßt sie sich seiner Meinung nach in diesem Fall nicht weiter durchführen, da die Einheit des Bewußtseins der oberste Begriff a priori ist und deshalb eine logische Sonderstellung einnehmen muß; auch in der Theorie der Grenzbegriffe. Aber Riehl hätte diese Meinung, wenn sie die seine war, aussprechen müssen! Dachte

er aber nicht so, so bleibt seine Theorie der Grenzbegriffe hinsichtlich des erkenntnistheoretischen Bewußtseins inkonsequent. Möglich ist aber auch folgender Weg, für das Bewußtsein einen angrenzenden Begriff zu gewinnen, wie ihn etwa die Koexistenz für die Raumvorstellung bedeutet: Wie die Raumvorstellung als ein Merkmal (neben anderen) die Koexistenz enthält, die Zeit die Sukzession, so ist ein Merkmal des apperzipierenden Bewußtseins der Gegensatz von Subjekt und Objekt. Und wie die Vorstellungen von Koexistenz und Sukzession durch die Mannigfaltigkeit der Empfindungen bedingt wurden, so wird auch der Gegensatz von Ich und Nicht-Ich durch die Empfindung bedingt, nämlich durch ihre doppelte Richtung, Qualität und Gefühl, von denen die eine zur Ausbildung des Objektbewußtseins führte, die andere aber zum Subjektbewußtsein. Und wie bei den Vorstellungen von Koexistenz und Sukzession vom empfundenen Inhalt abgesehen wurde, so kann man auch beim Gegensatz vom Ich und Nicht-Ich von der Empfindung, nämlich von ihrer doppelten Richtung: Qualität und Gefühl, abstrahieren. Und wie man durch solche Abstraktion aus dem Anschauungsbegriff der Stetigkeit die Zahl als Grenze erhält (2; 25), so kann man wohl als Grenze für das denkende und wahrnehmende Bewußtsein, das also Empfindungen enthält und somit zum Gegensatz von Ich und Nicht-Ich kommt, ein Bewußtsein frei von diesem Gegensatz finden (2; 91 f). Vielleicht schwebte es Riehl vor, ungefähr in dieser Weise die Theorie der Grenzbegriffe auch für das erkenntnistheoretische Bewußtsein durchzuführen. Ich persönlich glaube es; doch ist es aus den Daten des Kritizismus nicht mit Bestimmtheit zu erweisen. Das nicht in die Subjekt- und Objektvorstellung aufgespaltene Bewußtsein, das der Doppelrichtung der Empfindung beraubt worden war, aber Empfindung immer noch enthält und, wegen der Realitätsbeziehung, ja auch enthalten muß, würde dann die Wirklichkeit an sich adäquat abbilden, wie es nach Riehl die formalen Erkenntnisbegriffe alle tun sollen. Tatsächlich läßt Riehl dieses nichtantithetisch zerrissene Bewußtsein die einheitliche unaufgespaltene Wirklichkeit an sich abbilden. (2; 92) „Nicht allein die Ueberzeugung von wirklicher Existenz wurzelt in der Empfindung, auch die

Form der Realität überhaupt, die erst in der Vorstellung die Doppelgestalt von Subjekt und Objekt annimmt, läßt sich einzig durch die Empfindung erläutern und bestätigen". Das „einzig" ist ein etwas hypertropher Ausdruck und nicht wörtlich zu nehmen. Hat Riehl doch selber die Form der einheitlichen, identischen Realität dieselbe sein lassen, wie sie das Identitätsprinzip des Bewußtseins verlangt, also mit rein logischen Mitteln diese Form erklärt. Auf diese Weise hat auch das nicht antithetische Bewußtsein eine logisch formale Seite, nämlich in der Einheit des apperzipierenden Bewußtseins, dessen Grenzbegriff es in demselben Sinn ist, wie die Koexistenz der Grenzbegriff für die Raumvorstellung. Jeder Begriff a priori hat seine empirische und seine logische Seite. Für das Bewußtsein ist die formal-logische Seite das Prinzip der Identität, die empirische Seite besteht in der ihrer Doppelrichtung: Qualität und Gefühl beraubten Empfindung.

Riehls Lehre vom nichtantithetisch zerrissenen Bewußtsein hat Kritik erfahren. — Wir werfen den darauf bezüglichen Stellen im „Kritizismus" (2; 91 f) vor, daß sie kein deutliches Vorzeichen haben, ob sie erkenntnistheoretisch oder psychologisch gemeint sind. Beziehen sie sich auf das erkenntnistheoretische Bewußtsein, (worauf die 3. Zeile des Schlußabschnittes der vorgehenden Seite hinzuweisen scheint) so gibt es keine andere Ausdeutung, als die wir im Vorhergehenden entwickelten. Sind die fraglichen Stellen aber psychologisch gemeint, und dafür spricht, daß der ganze Abschnitt 9, der auf Seite 88 beginnt, vom empirischen Selbstbewußtsein handelt, was Riehl noch ausdrücklich hervorhebt (S. 89), ist also auch S. 92 psychologisch gemeint, so darf sie nicht herangezogen werden, um aus ihr Riehls erkenntnistheoretische Einschätzung der Empfindung zu entnehmen. Dafür kommen auf jeden Fall nur die Seiten 2; 45—58 in Frage, die einwandfrei ergeben, daß die Empfindungen nicht perzipiert, sondern apperzipiert werden, und daß das aktive Denken an ihnen Anteil hat. Deshalb aber läßt sich die Empfindung, wie Riehl sie faßt, auch sehr wohl in das erkenntnistheoretische Bewußtsein aufnehmen. Moog[33])

33) Willy Moog: Die deutsche Philosophie des 20. Jahrhunderts in ihren Hauptströmungen u. ihren Grundproblemen. Stuttgart 1922.

wirft Riehl auf Grund von Krit. 2; 92 vor: „Das empfindende Bewußtsein kann logisch erkenntnistheoretisch kein reines Bewußtsein sein", und Riehl bliebe hier im Empirischen stehen und gelange nicht zu den logischen Grundlagen. Unseres Erachtens berücksichtigt diese Kritik Riehls eigene Voraussetzungen nicht. Das erkenntnistheoretische Bewußtsein ist ja für ihn nicht nur denkendes, sondern auch sinnliches Bewußtsein, so gewiß Erfahrung nicht ohne Sinnlichkeit möglich ist. Daß Riehl im Empirischen stehen bleibt, kann man niemals sagen. Stets untersucht er sowohl die logisch-formale, als auch die empirische Seite der Erkenntnisbegriffe. Auch bei der Begründung seines Realismus verfährt er nicht so, daß er die Form der Realität an sich nur durch die undifferenzierte Empfindung abgebildet sein läßt, wie Moog ihn versteht: Der Einheit des Wirklichen entspricht vielmehr auch logisch die Einheit des apperzipierenden Bewußtseins. „Die objektiv-reale Gegenseite der Bewußtseinseinheit ist die Einheit des Wirklichen . . . . Das Bewußtsein ist der Prozeß, in welchen alle wirklichen Vorgänge, die uns erscheinen und so zu Gegenständen unseres Erkennens werden, eingegangen sein müssen; sie könnten aber nicht in ihn eingegangen sein, wenn nicht ihre Form mit der Form des Bewußtseins im wesentlichen sich deckte". (Krit. II; 25 f). —

Gegen Moog ist also zu bemerken: Riehl macht die Empfindung nicht in positivistischer Weise zu einer „Grundtatsache". Das kann man ihm deshalb nicht nachsagen, weil er ausdrücklich den Anteil des urteilenden Denkens an ihr hervorhebt. Riehl nimmt nicht, wie noch Volkelt, ein Bewußtsein an, das seine Bewußtseinsinhalte (Rot, Leise, Süß, Lust, Unlust) unmittelbar ergreift. Deshalb ist das Wissen von diesen Bewußtseinsinhalten bei ihm auch nicht, wie bei Volkelt, „vorlogischer" Art. Ganz im Gegenteil wird das empfundene Transzendente kategorial und apprehensionsformal gefaßt. Auch das Denken

S. 196 f. Moog zitiert nicht, wie wir, nach der letzten 3-bändigen Ausgabe des Kritizismus, herausgeg. von Spranger und Heyse, sondern nach der 2. Aufl. Die Stelle, auf die er sich beruft, steht in unserer Auflage Bd. 2; 92. Uebrigens weicht die Auflage, die Moog benutzt, in Bezug auf die strittigen Fragen prinzipiell nicht von der unsrigen ab.

hat dabei Arbeit geleistet: indem es urteilend anerkennt. Der Erkenntniswert der Empfindung liegt für Riehl nicht nur darin, daß ihrer spezifischen Qualität objektive Gültigkeit zukommt, und liegt nicht nur darin, daß ein mit der „Empfindung" gegebenes Bewußtseinstranszendentes auf ein Ding an sich deutet. Erkenntniswert hat die Empfindung, weil sie bereits Wahrnehmungscharakter hat, weil sie „Urteil" ist (Krit. II; 55/6). Eben deshalb fügt sie sich auch in ein logisch-erkenntnistheoretisches Bewußtsein. Reine Empfindungen, als einfache Qualitäten, wie sie die Positivisten kannten, gibt es nach Riehl überhaupt nicht: Sie sind nur Definitionen, methodische Festsetzungen (2; 29 u. 46). Gerade durch seine Lehre von der Empfindung unterscheidet sich Riehl sehr stark von den Positivisten, und doch wird er vor allem um seiner erkenntnistheoretischen Einschätzung der Empfindung willen zum Positivisten gemacht. — Man sollte meinen, daß Riehl auf Grund seiner Empfindungslehre sogar zu der wichtigen Entdeckung des eingliedrigen Urteils (wie es z. B. in der Wahrnehmungsvorstellung „Feuer" als Teilkomponente enthalten ist) hätte gelangen sollen, zumal er gelegentlich bemerkt, es sei „dem Urteil nicht wesentlich, aus zwei inhaltlichen Vorstellungen, oder gar aus zwei begrifflichen Terminis zu bestehen" (Krit. II; 55). Daß ihm diese Entdeckung nicht glückte, und auch gar nicht gelingen k o n n t e, liegt in seiner Voraussetzung über das Wesen der Wirklichkeit begründet.

Abschließend läßt sich sagen: Gerade bei der Erklärung von Erfahrung und Erfahrungswissenschaft treten der Positivist und der Kritizist deutlich auseinander. Der eine erklärt a u s der Erfahrung, der andere erklärt d i e Erfahrung. Die logisch-kritische Fragestellung ersetzt Spencer durch die psychologische. Echt positivistisch leitet Spencer die Kategorien und Anschauungsformen stammesgeschichtlich aus Empfindungen ab. Die Kategorien und Apprehensionsformen sind zwar für die jetzt lebenden Wesen, denen sie stammesgeschichtlich eingebracht wurden, a priori; doch wird die Geltung nicht auf diese Apriorität gegründet, sondern auf die Entstehung aus Impressionen, die vom Absoluten stammen. Riehl weist die Frage nach der Entstehung der Anschauungsformen und auch der Kategorien nicht zurück; aber sie gehört in die

Psychologie und durchaus nicht in die Erkenntnistheorie und -kritik. Diese arbeitet mit ihnen als mit logisch ursprünglichen Größen. Die Geltung der Kategorien und Apprehensionsformen gründet Riehl auf ihre Apriorität. — Die Apriorität kann aber nur aussagen, daß die Kategorien im Wesen des Vorstellens und Denkens selber[34]) begründet sind. Sie genügt nicht zur Sicherung der objektiven Gültigkeit — Riehl selber fügt der Geltungsbegründung durch die Apriorität eine weitere Geltungsbegründung an, die Theorie der Grenzbegriffe. Diese zielt aber nicht nur dahin, daß die Anwendung der Kategorien und Anschauungsformen durch das Bewußtseinstranszendente gefordert wird. Vielmehr will Riehl zeigen, daß unsere Kategorien, im Grenzfall betrachtet, die Verhältnisse der Dinge an sich abbilden. Unsere formalen Erkenntnisbegriffe enthalten Bestandteile („Grenzbegriffe" im engeren Sinne), die die Verhältnisse der Dinge an sich adäquat abbilden. Diese Bestandteile, diese Grenzbegriffe im engeren Sinne können deshalb über das absolute Reale Zutreffendes aussagen, weil sie aus der Mannigfaltigkeit der Empfindungen abstrahiert wurden und in den Empfindungen Teile des Realen ergriffen werden. Die Grenze der Dinge an sich an die Phänomene ist uns bekannt und wird durch die Grenzbegriffe im engeren Sinne (Koexistenz, Zahl) bezeichnet. Die Koexistenz, das Miteinander, ist wirklich und gilt für die Dinge an sich. Ich glaube, daß das (wirkende) Miteinander von Herbarts absoluten Realen, das auch in Riehls „Realistischen Grundzügen" vorhanden ist, sich in sublimer Form im Kritizismus erhalten hat: Das Miteinander der Dinge an sich, die Koexistenz als solche, ist wirklich. Die Koexistenz, die Grenze der Dinge an die Erscheinungen, gilt für beide und bildet die Verhältnisse der Dinge an sich ab. Ueber Herbarts absolute Realen ist Riehl endgültig auch nicht im Kritizismus hinausgekommen. Den Grenzbegriffen im engeren Sinne schreibt Riehl Wahrheit zu. Um den ganzen formalen Erkenntnisbegriffen Gültigkeit für die Dinge an sich zu sichern, zeigt Riehl, daß sie Grenzbegriffe im engeren Sinn[35]) ent-

34) Heinrich Maier: Wahrheit und Wirklichkeit. Tübingen 1926. S. 127.

35) Im weiteren Sinne nennt Riehl auch den vollen formalen Erkenntnisbegriff „Grenzbegriff".

halten und durch diese mit der Mannigfaltigkeit der Empfindungen in Zusammenhang stehen. Für den formalen Erkenntnisbegriff der Einheit des Bewußtseins ist der Nachweis übergangen oder, wenn er in Krit. II; 91 f. geboten sein soll, mißverständlich. — Der erkenntnistheoretische Realismus führt zu einer Zwei-Wirklichkeiten-Theorie. Für eine solche liegen immer große Schwierigkeiten bei der Geltungsbegründung der Kategorien vor. Riehl wollte diese Schwierigkeiten lösen und eine Brücke vom Apriori zum Realen, Empfundenen schlagen, indem er die Grenzbegriffe im engeren Sinne das Reale objektiv abbilden läßt, sie aber zugleich als Bestandteile eines formalen Erkenntnisbegriffes a priori nachweist. — Keinesfalls ist Riehl wegen seines Ausgangs von der Empfindung zum Positivisten zu machen, denn er nimmt bereits in ihre Definition Momente kategorialer Art hinein. Das ist eine ausschlaggebende Abweichung vom Positivismus.

Wie beim Positivismus indessen haben auch bei Riehl die spezifischen Sinnesqualitäten reale Bedeutung. Kant ließ sie subjektive Zutaten sein. Die Betonung, daß nicht nur die mechanischen Sinnesdaten (Bewegung, Schwere usw.), sondern auch die spezifischen (Töne, Farben) Wirklichkeitsgeltung haben, ist für den Positivismus kennzeichnend. Hierin ging man sogar zu weit, z. B. Petzold. „Mag man daher über das Wesen der Sinnesempfindungen denken wie man will, mag man sie für Schein oder für Wirklichkeit erklären, auf alle Fälle sind sie die alleinige Unterlage und das höchste Kriterium für die von der Naturwissenschaft aufzustellenden Gesetze", sagt er auf S. 63 f. seiner Schrift „Die Stellung der Relativitätstheorie in der geistigen Entwicklung der Menschheit". Die „Relativität", die Einsteins Theorie behauptet, sieht er nun aber in dem bunten Wechsel der Sinnesempfindungen, die z. B. ein fahrender Zug verschiedenen Zuschauern bieten würde. (S. 71. 120 f.) Dementsprechend sieht er das Ziel der Relativitätstheorie in einem „Kampf der Sinnesphysiologie und biologischen Psychologie gegen eine totenhafte, seelenlose Naturansicht" (S. 5)[36]), nämlich gegen

36) In Wirklichkeit wollte die Relativitätstheorie allgemeine Naturgesetze durch allgemein kovariante Gleichungen ausdrücken. Einstein: Die Grundlage der allgem. Relativitätstheorie Leipzig 1929. 5. Abdr. S. 13 (erstm. 1916 ersch.)

die der klassischen Mechanik. Die spezifischen Sinnesqualitäten sollen eben viel wirklichkeitsnäher sein: Deshalb ist der Raum-Zeit-Parameter der Relativitätstheorie vielleicht doch noch „ein Rest des mechanischen Vorurteils“ (S. 119). So völlig mißversteht Petzoldt diese abstrakteste der Theorien. Trotzdem Riehl den Erkenntniswert der spezifischen Sinnesempfindungen kaum minder hoch einschätzte als Petzoldt, vermochte er immer zum rein Logischen und Prinzipiellen vorzudringen. Deshalb ist er den Positivisten nicht zur Seite zu stellen.

IV.

Der Realismus bei Riehl und Spencer.

Wer so enge Fühlungnahme mit den positiven Wissenschaften unterhielt wie Riehl und Spencer, dem konnten gewisse Sachverhalte nicht völlig entgehen, die man heute in ihrer Merkwürdigkeit erfaßt und als „Problembewußtsein" und „Erkenntnisprozeß" bezeichnet hat (N. Hartmann), und die offenbar die realistische Grundansicht herausfordern. Ebenso nötigen positiv-wissenschaftliche Erfahrungen wie die, daß ein- und dasselbe Ergebnis (etwa die Loschmidtsche Zahl) auf völlig verschiedenen Wegen mit gleicher Genauigkeit gefunden wird [37]), gleichfalls zu dem Schluß: Das erkennende Denken k a n n seine Erfahrungen nicht parthenogenetisch selbst erzeugt haben, sondern ist von einem Fremden, ihm Gegenüberstehenden abhängig, dessen bestimmende Einwirkung es erfährt, indem es erkennt. „Wie ein rocher de bronce" steht das Bewußtseinsunabhängige im Erkenntnisprozeß, diesen leitend und in einen Progreß verwandelnd. So ist es nicht befremdlich, daß Riehl und Spencer von der realistischen Voraussetzung ausgehen, weil sie von der positiven Wissenschaft herkommen; ihr — anfangs nur hypothetisch eingeführter — Realismus ist zunächst nichts als der selbstverständliche Realismus der Realwissenschaft.

Es ist durchaus nicht nötig, d i e s e n Realismus außerdem zu einem erkenntnistheoretisch-metaphysischen zu machen. Das ergibt sich schon daraus, daß die weitaus größte Mehrzahl der Positivisten, die doch auch, wie Riehl und Spencer, vom — relativen — Realismus der Realwissenschaft herkamen, dennoch erkenntnistheoretisch idealistisch eingestellt war. Physiker, denen es nie in den Sinn gekommen wäre, am Bestehen einer an sich seienden, entdeckbaren „Natur" zu zweifeln, bekennen sich dessen

37) Bernh. Bavink: Ergebnisse u. Probleme der Naturwissenschaften. 4. Aufl. Leipzig 1930. S. 226.

ungeachtet zur Erkenntnistheorie Machs, und Mach selber war, ehe er Philosoph wurde und seine idealistische Erkenntnistheorie fand, Naturforscher. — Riehl und Spencer indessen kommen zum erkenntnistheoretischen Realismus.

Der Realismus soll nicht nur als Bedingung der Möglichkeit der Wissenschaft hingestellt, sondern anderweitig bestätigt werden. Dabei bedienen sich beide Denker gleicher Argumente. Das wichtigste ist die Aussage der Empfindung. In der Empfindung erfassen wir das Bewußtseinstranszendente, aber nur zum Teil. Das Transzendente ist in der Empfindung nicht ganz gegeben; es bleibt ein umfaßbarer Rest, der dem Bewußtsein in keiner Form erscheint. Die Empfindungen kündigen sich nicht nur als etwas an, das nicht wir sind, sondern auch als etwas, das nicht sie selber sind. Empfindungen sind Erscheinungen (Krit. II; 54. f. 231. 3; 123). Die Dinge an sich sind erkennbar, soweit sie in die Empfindungen fallen. — Spencer nennt die Empfindungen Kundgebungen des Unerkennbaren. Bei ihm tritt die Vorstellung eines wirkenden Realen, das die Erscheinungen erzeugt, mit aller Deutlichkeit hervor. Aber auch Riehl äußert sich im Sinne dieser Wirkungstheorie: „Was wir erfahren, sind die Wirkungen der Dinge auf unser Bewußtsein. Wir bleiben daher notwendig durch die Erscheinung oder Vorstellung vom eigenen Sein jedes anderen Dinges getrennt" (Krit. 3; 30). Es gibt „eine Welt der wirklichen, das ist auf die Sinne wirkenden Dinge und Vorgänge" (3; 103), und 3; 123 heißt es: „Was aber fähig ist auf unserer Sinne zu wirken, beweist eben dadurch seine von den Sinnen unabhängige Wirklichkeit"[38]). Die Vorstellung, daß das Transzendente, das in der Empfindung erscheint, eine Existenz an sich ist, steht für Riehl von vornherein fest. Faktisch schließt er dabei von den „Wirkungen der Dinge auf unser Bewußtsein", das ist von den Empfindungen und dem in ihnen enthaltenen Transzendentsmoment auf

38) Die Vorstellung, daß „wirklich" durch „wirken" zu erklären sei, ist scheinbar nicht auszurotten: vergl. Kurt Rietzler: Die physikalische Kausalität u. der Wirklichkeitsbegriff; Kant stud. 1928 S. 384: „Wirklich, weil wirkend" oder Bavink: Erg. u. Probl. d. Naturwissensch. 4. Aufl. Leipzig 1930 „wirklich ist das, was wirkt". S. 26.

eine bewirkende Ursache. Das Transzendente ist das eigentlich Wirkliche. Deshalb gewinnt die Frage Bedeutung, welche Stellung bei Riehl die Seinskategorie einnimmt. Zunächst fällt auf, mit welcher Gründlichkeit die formalen Erkenntnisbegriffe Identität, Gleichheit und Verschiedenheit, Zahl und Größe, Raum, Zeit, Beharrlichkeit, Kausalität im Kritizismus untersucht werden — während die Wirklichkeitskategorie übergangen ist. Trotzdem eine besondere Erörterung im Kritizismus fehlt, läßt sich Riehls Meinung erkennen. Die Behauptung „es ist", heißt es 2; 55, „ist der Ausdruck der Funktion des Urteilens selbst". Durch die Urteilsfunktion wird das Empfundene als transzendenzhaltig anerkannt und vom bloß Vorgestellten unterschieden. So ergibt sich das primäre Wirklichkeitsurteil (2; 56). Wirklichsetzung ist gleichbedeutend mit Anerkennung der Transzendenz als solcher, mit Anerkennung, wie Riehl ausdrücklich hervorhebt (vergl. auch 2; 196), mit Bestätigung. „Wirklichkeit" ist Transzendenz. Die dialektische Spannung im Bewußtseinsfremdgegebenen, die darin besteht, daß das Transzendente nicht nur als ein Bewußtseinsfremdgegebenes erscheint, sondern auch in unlösbarer, notwendiger Relation zum Denken und Vorstellen sich ankündigt, diese Spannung wird nicht ausgewertet. Das Relationsmoment wird verflüchtigt. Darüber darf auch der Ausdruck Riehls nicht hinwegtäuschen, daß der Grundbestand jedes Urteils das „es ist" sei, und dieses wieder der Ausdruck der Funktion des Urteilens selbst. „Diese Anerkennung, der Begriff des Seins, ist daher nicht Bewußtseinsform, sondern Bewußtseinsbestimmung", heißt es 2; 196. Die Wirklichkeit als Kategorie wird nicht herausgearbeitet. Eben deshalb kann bei Riehl „Wirklichkeit" mit „Transzendenz" zusammenfallen. Die Urteilsanalyse ergibt aber, daß das Bewußtseinstranszendente für uns ein Letztes ist. Mit dem Wirklichsein, das wir den Gegenständen unserer Urteile zuschreiben, fällt es nicht zusammen. Das Transzendente ist das „Gegebene". (Die Gegebenheit selber ist keine Kategorie!) In der Empfindung und Wahrnehmungsvorstellung wird es apprehensionskategorial geformt und in dem eingliedrigen Urteil, das in der Wahrnehmungsvor-

stellung als Teilkomponente enthalten ist, gegenständlich gewendet, und durch Angleichung an die Seinskategorie zu einem „Wirklichen". Man kann nun, um das Wirklichsein gegen die von ihm verschiedene transzendente Gegebenheit deutlich abzugrenzen, feststellen: „Im Wirklichsein erhält, wie wir wissen, das Moment der transzendenten Gegebenheit seine modal-kategoriale Form. Ein Transzendentgegebenes wird vom formenden Urteilen als ein Wirkliches aufgefaßt. Von hier aus läßt sich das Wesen der Wirklichkeit am besten umschreiben, indem man sagt: Wirklich sein heißt: Erscheinung eines Transzendenten sein".[39]). So ist das Wirkliche beschaffen, das uns als Moment unserer Urteilsgegenstände entgegentritt. Es mit dem Transzendenten ohne weiteres gleich zu setzen, geht wegen der notwendigen Beziehung zur Seinskategorie und überhaupt zum Vorstellen und Denken nicht an. Diese wesentliche Relation zum Vorstellen und Denken, die bereits in die Definition von „Wirklichkeit" eingeht, vernachlässigt Riehl. Daß diese Relation im Gegensatz steht zur Transzendenz, beachtet Riehl nicht. Hier liegt für ihn kein Problem. Der Tatsache dieser dialektischen Spannung wird sein Realismus nicht gerecht. Vielmehr rückt er, unter dem Einfluß seiner Kausaltheorie der Wirklichsetzung, das sich Widerstreitende, die Relation und die Transzendenz des Gegebenen, in eine Gerade: Aus der Relation folgt für ihn die Transzendenz und das Wirklichsein an sich ohne Beziehung auf ein Vorstellen und Denken. „Nun widerstreitet es gewiß keinem Begriffe unseres Denkens, anzunehmen, daß eben dasselbe, was Objekt wird, indem es in die Beziehung tritt, die das Bewußtsein ausmacht, auch unabhängig von dieser Beziehung besteht. Ja diese Annahme ist sogar notwendig mit dem Gedanken der Beziehung verknüpft. Was nicht ist, kann auch nicht zu irgend etwas in eine Verhältnis treten. Und was in ein Verhältnis tritt, muß auch abgesehen von diesem Verhältnis existieren. Die relative Existenz der Dinge, als Objekte des Bewußtseins, setzt also die absolute Existenz (im Sinne der Unabhängigkeit von dieser Relation) voraus" (Krit. 3; 134).

39) Heinrich Maier: Wahrheit u. Wirklichkeit. Tübingen 1926. S. 340.

Man ist immer der Meinung, es gäbe eine Alternative, daß ein Denker entweder erkenntnistheoretischer Idealist oder Realist sei. Eine solche Alternative gibt es nicht. Man kann das auf folgende Weise zeigen: Die Urteilsanalyse ergibt, daß Wirklichsein Erscheinung eines Transzendenten sein heißt. „Wirklichkeit" hat also zwei Pole: Das Moment des Bewußtseinstranszendenten auf der einen, das des kategorial- und apprehensionsformalen Denkens und Vorstellens auf der anderen Seite. Wirklichkeit ist die Beziehung dieser beiden Pole zueinander. Alle erkenntnistheoretischen Theorien lassen sich nun so darstellen, als ob eins dieser Momente absolut gesetzt wird.

1.) Setzt man das Transzendente absolut, d. h. entkleidet man es der Relation zum Denken und Vorstellen und zur Seins-Kategorie, so ergibt sich der erkenntnistheoretische Realismus. Wie von diesem Ausgangspunkt aus das Bewußtsein und die Erfahrung erklärt werden, bezeichnet die Unterschiede innerhalb der einzelnen Richtungen des erkenntnistheoretischen Realismus.

2.) Setzt man das Denken und Vorstellen, das Bewußtsein absolut, ergibt sich der erkenntnistheoretische Idealismus. Je nachdem er das Transzendente auffaßt, gliedert er sich in Unterabteilungen.

3.) Setzt man „Wirklichkeit" im oben bestimmten Sinne absolut — und nur hier ist ein Absolutsetzen berechtigt und keine Gewalttat, weil allein das „Wirkliche" schon b e i d e Erkenntnisbedingungen, beide Pole enthält (den der Transzendenz und den des Bewußtseins), deren gemeinsames Ergebnis es ist — so ergibt sich erkenntnistheoretisch eine dritte Wirklichkeitstheorie: Die transzendental-phänomenalistische, die entdeckt zu haben Heinrich Maiers Verdienst ist[40]).

Riehl und Spencer sind Vertreter der ersten Art von Wirklichkeitstheorie. Sie lösen das Subjekt- und Erkenntnisproblem in ähnlicher Weise: Beide sprechen dem Subjekt reale Existenz zu, und beide fassen Subjekt und Objekt monistisch in einer übergeordneten Einheit zusammen; bei Spencer sind sowohl Subjekt als auch Objekt nur verschiedene „Kundgebungen" des einen Unerkennbaren,

40) Heinrich Maier: Wahrheit u. Wirklichkeit. Tübingen 1926. S. 540.

bei Riehl sind Objekt- und Subjektwelt die beiden Erscheinungsformen einer undualistischen Gesamtwirklichkeit. Die Kausaltheorie der Wirklichsetzung tritt bei Spencer viel deutlicher heraus: Das Absolute ist die Ursache der Erscheinungswirklichkeit (zu der auch die Empfindungen gehören). Riehl wird durch die Kausaltheorie der Wirklichsetzung, durch die unrichtige Wertung des Relationsmomentes der Blick für das eingliedrige Urteil getrübt. So hat er es, trotz einiger Ansätze dazu, nicht entdeckt. Daß sich alle Erkenntnis in Urteilen vollzieht, erkannte auch Riehl an. Wirklichkeitserkenntnis ist nur in Urteilen möglich. Er zog aber — ebenso wenig wie Spencer — aus dieser Tatsache den Schluß, daß die Wahrheit der Wirklichkeit logisch übergeordnet ist. Es gibt nämlich — diese Erkenntnis hat uns Heinrich Maier erschlossen — zur Wirklichkeit überhaupt keinen anderen Zugang, als auf dem Wege über das Urteil, und das kennzeichnende Merkmal des Urteils ist das Wahrheitsbewußtsein. Geht man von der Wirklichkeit aus, verfährt man immer dogmatisch. Man verstehe das recht! Selbstverständlich gehen die positiven Wissenschaften von der Wirklichkeit, von ihrer speziellen Wirklichkeit der physikalischen, biologischen usw., aus und messen an ihr die Richtigkeit neuer Urteile. Aber das ist etwas anderes! Für jede positive Wissenschaft ist die Wirklichkeit eine Voraussetzung, und um den Sinn dieser „Wirklichkeit" braucht sich die Fachwissenschaft nicht zu kümmern. Sie arbeitet mit dem unbesehenen Seinsbegriff, die Philosophie deutet ihn. Und da tritt uns „Wirklichkeit" zunächst nur als das Wirklichsein der Gegenstände unserer wahren, logisch-notwendigen Urteile entgegen. Logisch genommen steht die Wahrheit der Urteile vor dem Wirklichsein, das wir den Urteilsgegenständen zuschreiben. — Wahr ist ein Urteil, das logisch notwendig ist; logisch notwendig ist es, sofern es durch Bewußtseinstranszendent-Gegebenes gefordert wurde. In der Wahrheit eines Urteils findet das Bewußtseinstranszendentgegebene seine logisch-funktionelle Formung, in der „Wirklichkeit" der Urteilsobjekte die gegenständliche Wendung.

Wahrheit und Wirklichkeit stehen in Korrelation, sie sind wurzelhaft verbunden in dem Gegründetsein auf das Transzendent-Gegebene. Daß beide, der Positivist Spencer und

der Kritizist Riehl, von der Wirklichkeit ausgehen, um zur Wahrheit zu gelangen, ist ihnen zum Vorwurf zu machen.

Riehl und Spencer begründen ihren Realismus aber noch mit einem anderen Argument. Riehl beruft sich auf die „physiologische Antinomie" (3; 169 f. 172.), Spencer auf die Widersprüche in den Grundbegriffen der Erfahrung. (Riehls physiologische Antinomie selber läßt sich auf die Widersprüche in den Grundbegriffen der Erfahrung, wie sie in den „Realistischen Grundzügen" entwickelt werden, zurückführen. Wieder zeigt sich, daß Riehl in seinen wissenschaftlichen Anfängen Spencer noch näher stand). Diese Widersprüche bezw. Antinomien sollen einen Hinweis auf eine widerspruchsfreie Wirklichkeit enthalten. In der Erfahrung dürfen keine Widersprüche bestehen bleiben, eben weil sie die Wahrheit, die vollkommene logische Notwendigkeit, die die Urteile haben sollen, vernichten würden. Charakteristischerweise verlegen beide, Riehl und Spencer, die Widersprüche in die Erscheinungswirklichkeit. Auf die absolute Wirklichkeit werden sie nicht übertragen. Nach dem Grund dieser Widersprüche in der Erscheinungswirklichkeit forschen beide Denker nicht; da aber beide, außer dem in den Phänomenen gegebenen, erkennbaren Teil der Dinge an sich noch eine unerkennbare Fortsetzung annehmen, ist es leicht, den fraglichen Widerspruchsgrund hier hinein in mystisches Dunkel zu verlegen. (Man kann auch das „Unerkennbare", das Irrationale als solches aufzeigen, und mit ihm dann wie mit einer festen, wiewohl dem Wert nach nicht bestimmten Größe arbeiten. Aber weder Riehl noch Spencer tun das). Uns scheint es nicht zulässig, wegen der Widersprüche zwischen den Erscheinungen eine widerspruchsfreie Wirklichkeit an sich als den gemeinsamen Grund der sich ausschließenden Phänomene anzunehmen.

Literatur.

I. Quellen.

Alois Riehl. Der philosophische Kritizismus und seine Bedeutung für die positive Wissenschaft. 2 Bd. Leipz. 1876 f.
Der philosophische Kritizismus. 3 Bd. Leipz. 1924 ff. (Spranger und Heysn). (Im Text als „Krit". bezeichnet.)
Philosophische Studien aus vier Jahrzehnten. Leipzig 1925
Logik und Erkenntnistheorie in: Kultur der Gegenwart I, 6. Berlin Leipz. 1921 3. Aufl.
Zur Einführung in die Philosophie der Gegenwart. 1921. 6 Aufl.
Führende Denker und Forscher. Leipz.

Herbert Spencer:
A System of Synthetic Philosophy.
Vol. I. First Principles. Third Edition London 1870
System der synthetischen Philosophie Bd. I: Grundsätze einer synthetischen Auffassung der Dinge.— Nach der 6. Ausg. der „First Principles" übers. v. Carus. Stuttg. 1901.
Prinzipien der Biologie. 2. Bd.
— Ausg. v. Vetter nach d. 2. engl. Stuttg. 1876, Bd. 2 1906
Prinzipien der Psychologie. 2. Bd.
— Ausg. v. Vetter nach d. 3. engl. Stuttg. 1886 und 1903.
Prinzipien der Soziologie. 4. Bd.
— Ausg. v. Vetter, Stuttg. Bd.:
1 : 1877
1 : 1887 nach d. 3. vermehrt. engl.
2 : 1889 nach d 2. engl. Ausg.
34 :97 fortgesetzt v. Carus.
Prinzipien der Ethik. 2 Bd.
— Ausg. v. Vetter u. Carus, Stuttg.
1 : 1879 u. 94
2 : 1895
Autobiographie, 2 Bd. Stuttg. 1904
— Ausg. v. Ludwig u. Helene Stein.

Essays. London 1858 (mit dem Aufsatz: Progress: its Law and Cause).
Erfahrungen und Betrachtungen aus der Zeit. Stuttg. 1904.
— Ausg. v. Carus u. Wischmann

2. Literatur zu den Quellen.

Heinrich Maier:
Alois Riehl, Gedächtnisrede gehalten am 24. 1. 1925 Kantstudien Bd. 31. 1926
Heinrich Rickert:
Alois Riehl. Logos Bd. 13, 1924/5
Günther Lehmann:
Die grundwissenschaftliche Kritik des Phänomenalismus, erörtert am kritischen Realismus Riehls. Diss. Greifswald Berlin 1913.
Paul Häberlin:
Herbert Spencers Grundlagen der Philosophie Leipz. 1908 (mit gutem Literaturnachweis.)
Erminio Troilo:
La Dottrina della Conoscenza di Herbert Spencer. Bologna 1904.
Karl Schwarz:
Herbert Spencer. Leipz. 1909 (Aus Natur und Geisteswelt 245). Ueberblick über das Gesamtwerk.)
Malcolm Guthrie:
Mr. Spencers Unification of Knowledgn London 1882
On Mr. Spencers Formula of Evolution. London 1879
William Henry Hudson:
An Introduction to the Philosophy of Herbert Spencer. London 1904.
Otto Gaupp:
Herbert Spencer. Stuttgart 1900. 2. verm. Aufl.
E. Grosse: Spencers Lehre von dem Unerkennbaren. Leipzig 1890.
K. Gaquoin: Die Grundlagen der Spencerschen Philosophie. Berlin 1888.

Abid Husain: Die Bildungstheorie Herbert Spencers. Diss. Berlin. — Langensalza 1926.

3. Literatur zur Geschichte der Philosophie.

a.) Zur Geschichte des Materialismus und des frühen Positivismus.

Friedrich Albert Lange:
Geschichte des Materialismus. 3 Aufl. Iserlohn 1876/77.

Bernhard Pünjer:
Der Positivismus in der neueren Philosophie. Jahrbücher f. Protest Theologie. Leipzig 1879

Hermann Gruber:
Der Positivismus vom Tode August Comtes bis auf unsere Tage (1857 — 1891) Ergänzungshefte zu den „Stimmen aus Maria-Laach" 52. Freiburg 1891.

b.) Zur Geschichte der Naturphilosophie.

Carl Siegel: Geschichte der deutschen Naturphilosophie. Leipzig 1913.

Hugo Dingler:
Geschichte der Naturphilosophie. Berlin 1932.

c) Allgemeine Geschichte der Philosophie.

Wilhelm Windelband:
Lehrbuch der Geschichte der Philosophie. 12. durchges. Aufl. besorgt V. Rothacker. Tübingen 1928.
Einleitung in die Philosophie. 3. photo-mechanisch gedruckte Aufl. Tübingen 1923.
Die Philosophie im deutschen Geistesleben des 19. Jahrhunderts. Tübingen 1909
Nach hundert Jahren. Kantstudien Bd. 9. 1903

Richard Müller-Freienfels:
Die Philosophie des 20. Jahrhunderts in ihren Hauptströmungen. Berlin 1923.

Willy Moog: Die deutsche Philosophie des 20. Jahrhunderts in ihren Hauptströmungen und ihren Grundproblemen. Stuttgart 1922.

Oswald Külpe:
Einleitung in die Philosophie. 10. verbesserte Aufl. herausgegeb. von Messer. Leipz. 1921
Richard Falckenberg:
Hilfsbuch zur Geschichte der Philosophie seit Kant. 3. Aufl. Leipzig 1917.
Harald Höffding:
Lehrbuch der Geschichte der neueren Philosophie. Leipzig 1907.
O. Ewald: Die deutsche Philosophie im Jahre 1907. Kantstudien Bd. 13. 1908.
Die deutsche Philosophie im Jahre 1908. Kantstudien Bd. 14. 1909.
Die deutsche Philosophie im Jahre 1910. Kantstudien Bd. 16. 1911.
Die deutsche Philosophie im Jahre 1911 Kantstudien Bd. 17. 1912.
W. Tudor Jones:
Contemporary Thought of Germany. London 1930.

4. Literatur zum Erkenntnisproblem.

Heinrich Maier:
Wahrheit und Wirklichkeit. Tübingen 1926.
Logik und Philosoph. Festschrift für A. Riehl. Halle 1914.
Nicolai Hartmann:
Grundzüge einer Metaphysik der Erkenntnis. 2. ergänzte Aufl. Leipzig Berlin 1925.
Zum Problem der Realitätsgegebenheit, Philosoph. Vortr. veröffentl. v. d. Kantgesellschaft 1931.
Johannes v. Malottki.
Das Problem des Gegebenen. Ergänzungshefte d. Kantstudien, 63. Berlin 1929.
Harald Höffding:
Zur Stellung der Erkenntnistheorie in unserer Zeit. Kantstudien 35, 1930.
Störring: Einführung in die Erkenntnistheorie. Leip. 1909
Federigo Enriques:
Scienza e Razionalismo. Bologna.

Hugo Dingler:
Der Zusammenbruch der Wissenschaft und der Primat der Philosophie.
2. Aufl. München 1931.

E. Cassirer: Zur Einsteinschen Relativitätstheorie. Erkenntnistheoretische Betrachtungen. Berlin 1921.

J. Winternitz: Relativitätstheorie und Erkenntnislehre. Leipzig 1923.

J. Petzoldt: Die Stellung der Relativitätstheorie in der geistigen Entwicklung der Menschheit. Dresden 1921.

Kurt Riezler: Die physikalische Kausalität und der Wirklichkeitsbegriff. Kantstudien Bd. 33. 1928.

Hugo Bergmann:
Ueber einige philosophische Argumente gegen die Relativitätstheorie. Kantstudien Bd. 33. 1928

Otto von der Pfordten:
Der Erkenntniswert der chemischen Synthese. Zeitschr. für Philosophie u. philosoph. Kritik Bd. 130. 1907

Johannes Volkelt:
Beiträge zur Analyse des Bewustseins. Zeitschr. für Philosophie und philosoph. Kritik. Bd. 112.

Arvid Grotenfelt:
Warum vertrauen wir den grundlegenden Hypothesen unseres Denkens Zeitschr. f. Philosophie u. philos. Kritik, Bd. 108. 1896.

E. Mach: Die Analyse der Empfindungen. 6 Aufl. Jena 1911.

5. Positiv-wissenschaftliche Literatur.

Albert Einstein:
Ueber die spezielle und die allgemeine Relativitätstheorie. Gemein verständlich. 14. Aufl. Sammlung Vieweg. Braunschweig 1922
Die Grundlage der Allgemeinen Relativitätstheorie. Leipzig 1929.

W. Bloch: Einführung in die Relativitätstheorie. 2 Aufl. Leipzig Berlin 1920 (Aus Natur und Geisteswelt 618).

Moritz Schlick:
Raum u. Zeit in der gegenwärtigen Physik. 2. Aufl. Berlin 1919

M. von Laue:
Die Relativitätstheorie. Braunschweig, Bd. 1 1921, Bd. 2. 1923 (Wissenschaft und Hypothese 23)

Gerold v. Gleich:
Einsteins Relativitätstheorien und physikalische Wirklichkeit. Leipzig 1930.

Bernhard Bavink:
Ergebnisse und Probleme der Naturwissenschaften. 4. Aufl. Leipzig 1930

Leo Graetz: Alte Vorstellungen und neue Tatsachen der Physik. München 1925.

H. A. Kramers und Helge Holst:
Das Atom und die Bohrsche Theorie seines Baues. Deutsch v. F. Arndt. Berlin 1925.

Lebenslauf.

Ich, Lilli Ramlow, wurde am 24. Februar 1906 in Berlin geboren und bin die Tochter des Rektors Karl Ramlow und seiner Ehefrau Vera, geb. Krüger. Ich bin im Sinne des Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums deutscher — arischer — Abstammung und evangelischen Bekenntnisses.

Ich besuchte das Lyzeum und Oberlyzeum zu Berlin-Weißensee, dessen Reifezeugnis ich Ostern 1925 erhielt. Von Ostern 1925 bis Ostern 1926 besuchte ich die Seminarklasse derselben Anstalt und verließ sie mit dem Zeugnis der Lehrbefähigung. Seit Januar 1929 bin ich als Schulamtsbewerberin an einer Berliner Volksschule beschäftigt.

Ich studierte seit Ostern 1926, in Jena und in Berlin, mit gelegentlichen Unterbrechungen durch Urlaubssemester. Michaelis 1928 bestand ich die humanistische Ergänzungsprüfung. Die Promotionsprüfung bestand ich am 20. Juli 1933. Meine Lehrer in den Naturwissenschaften waren die Herren Professoren: Franz, Gutbier, Hesse, Kniep, Renner. Von meinen Lehrern in den Geisteswissenschaften waren von entscheidender Bedeutung für mich die Herren Professoren: Hartung, A. Hübner, W. Köhler, Maier.

Allen meinen Lehrern bin ich zu großem Dank verpflichtet.